

**Friday, 8<sup>th</sup> June 1962**

*"See you then, Linnea." Yeah, see you soon.*

People scurried around; the usual haste however was slowed by the merciless heat of the day. It had been an exhausting journey thus far, but this ride would finally mark its end. My foot tapped restlessly, mostly in impatience, though there was a little excitement. But above all: Relief. *Finally*. Long travels have never quite been my cup of tea, after all.

It was already late in the afternoon when the train entered the railway station. I took a last drag on my cigarette before I quickly extinguished it on the concrete floor and boarded the train.

Finding an empty double-seat by the window (my preferred way of sitting) didn't give me any trouble, as the train was scarcely crowded. I stowed my luggage away and made myself comfortable on the wrinkled old leather seat.

After a brief wait, a loud whistle of steam announced our departure, and the train began moving. I enjoyed the view of dense forests and vast farmland, rushing past, for quite a while. It reminded me of our snug little cottage somewhere back in the woods of Yorkshire. There, we had frequently spent the summers back in my childhood, up till my father decided to vend it off to finance the new car of ours.

I can still recall the stony mud tickling my feet as my sweet little sister and I were playing and giggling with delight in the



rippling streams of the forest. *How much fun we had back then.* Although she wasn't half as sweet ever since she reached puberty and might even be considered slightly annoying, I must admit I still feel at least somewhat happy to be seeing her again.

My thoughts continued to meander as those streams of my childhood for some more time, until the sun laid to low and blinded my sight, causing me to turn to my book. It had been my only travel companion, except perhaps my pack of cigarettes, as my little sister and our parents had left for our summer holiday in Kassel a week prior to me.

I had to stay home for an additional week due to catching a fever on the last week of school, but I insisted that they shall go ahead, since I didn't want their hard-earned vacation to be squandered. And after my grandma had nursed me back to health, with the aid of the exquisite cuisine of hers, I was ready to follow them.

The ride went on at a steady pace; occasional halts, no delays, people trickling in and out always balancing out at a pleasant number, leaving everyone plenty room to breathe.

At a tiny station, the appearance of which could have convinced me that the war had ended but a week ago, a bulky conductor entered the wagon and grumbled "Fahrkarten" under his thick moustache. Knowing the procedure by then, I kept my ticket on hand as a bookmark. He accepted it with a nod and moved on, not before giving me a moment's shudder as he pierced me with a regard of totally unwarranted suspicion. *Phew!*

Ever since I witnessed the pretty boy sitting next to me getting dragged off train by the ear, all the while a hundred French curses hailed down on him, I have always been a little wary in the presence of conductors. Though I surely wouldn't have minded getting off the train with that guy, there in Lille. I am still not quite sure what my parents want in Germany. We should have rather

taken the train down to Paris . . . *Rose and her family are going to Spain*, I remembered in jealousy.

Yet, in spite of it being my first time here, I have managed to find my way around without too much difficulty thus far, much better than in France in actuality . . . here I can at least mostly manage with just English and a bit of gesticulating. However, my little German from school still isn't sufficient for engaging in conversations, therefore I usually rather stuck to my book, and did as such for the rest of the journey.

As the pages turned, the sun was setting on the horizon, tinting the sky a deep red and I could feel my eyes growing increasingly tired. After I had to read the same sentence a fourth time, I decided that it was time to set my book aside. I quickly scanned the wagon to get an overview of the current composition: a tall man in an even longer coat; he was new, gramps was still sleeping and the young couple was as intertwined as ever. I decided to follow the old man's example.

We wouldn't arrive for at least three more hours, so I let myself sink back into my seat, loosened my shoulders, and closed my eyes, slowly drifting to sleep.

**Freitag, der 8.6.1962**

Staub wirbelt auf. Die Kugel geht nur ein paar Fuß entfernt in den Boden. Ich lasse mich fallen, gehe in Deckung. Dass das Loch, welches mir als solche dienen soll, mehr eine tiefe, schlammige Pfütze denn ein angemessener Schutz ist, stört im Moment nicht. Ich habe andere Probleme.

Einige Meter hinter mir höre ich die Detonation einer Minenvorrichtung. Ein erschrockener Schrei. Schlamm und kleine Steine streifen meinen Rücken. Geschosse heulen über meinem Kopf hinweg. Ich beiße die Zähne zusammen und springe mit einem Schrei nach vorne. Aus dem Augenwinkel sehe ich einen der Neulinge. Ein Wehrpflichtiger. Furcht glitzert aus seinen Augen. Im Schutze eines Dickichts versucht er, sich zurückzuziehen. „Feigling!“ rufe ich ihm hinterher, während ich in einen improvisierten Schützengraben gleite. Bruchteile von Sekunden später trifft ihn ein Schuss. Ich ziehe den Kopf ein und lausche dem entfernten Dröhnen der BMP-1-Schützenpanzern.

So mag man sich den heutigen Tag vorstellen. Rau und rabiatt, erfüllt von Spannung.

Der Major Steiner hat sich heute etwas ganz Feines ausgedacht; wo wir sonst nur Granaten werfen und Zielen üben, haben wir an diesem Tag eine vollkommen neue Erfahrung über uns ergehen lassen müssen.

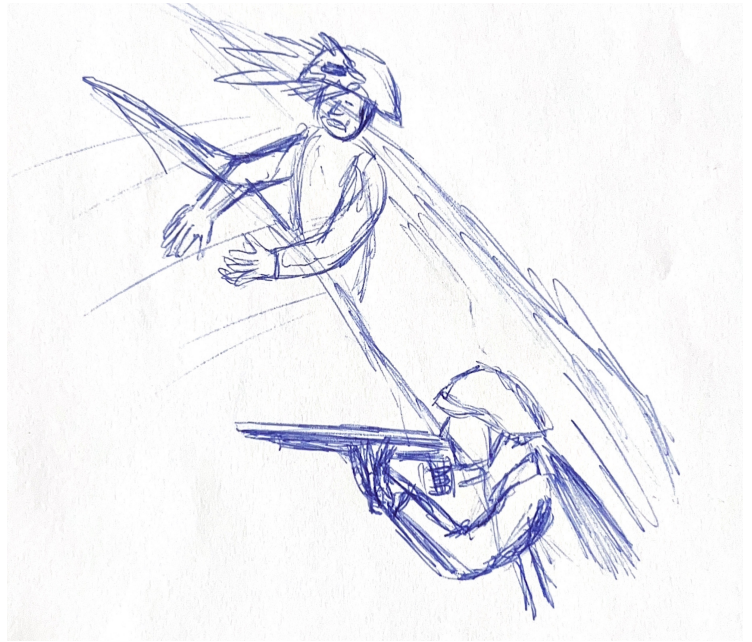
Wir waren die Ziele.

Selbstverständlich hat niemand auf uns mit scharfer Munition geschossen. Aus früheren Erfahrungen jedoch weiß ich leider zu gut, dass auch Platzpatronen Grund zur Furcht sind. Ich glaube, dass der heutige Tag uns näher an das Gefühl des Schlachtfeldes gebracht hat, als es irgendeine andere unserer Übungen und Trainingseinheiten hätten bringen können.

Wir wurden über ein Minenfeld geschickt, mit präparierten Minen, bei denen die größte Menge des Schwarzpulvers entfernt wurde, sodass jene kaum mehr Sprengkraft als ein Silvesterböller



entwickeln – und somit harmlos waren. Die erfahrensten Scharfschützen der Kompanie eröffneten das Feuer mit Platzpatronen auf uns. Deren Auftrag hieß sie in angemessener Entfernung zu uns die Geschosse einschlagen lassen, dass sie nicht mehr als einen tüchtigen Schrecken verursachen. Verhält sich einer aber mutwillig unvorsichtig und ungeschickt – der eine oder andere Schuss hat schon ein Ziel getroffen.

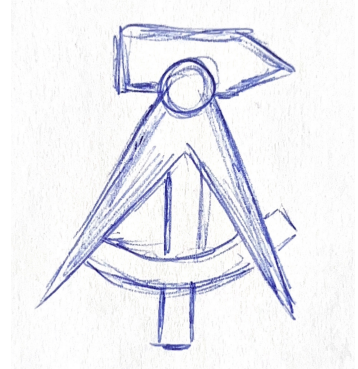


Und so bin ich nun: Verdreht, verschwitzt, verschrammt. Unser jähzorniger Steiner hatte ja noch nie viel Gnade gehabt, aber heute ließ er überhaupt keine Milde walten. Meine Knochen schmerzen. Meine Muskeln pochen. Mindestens zwei Splitter stecken in meiner linken Hand. Und mit Steiner im Nacken hält das Wochenende wohl auch kaum Erholung für mich bereit.

An Tagen wie diesen hinterfrage ich oft meinen Entschluss. Ich habe die Schule so früh wie möglich verlassen, um zum Militär zu gehen. Im Falle des Falles will ich Land und Leben verteidigen können, und könnte es nicht ertragen, wenn an meiner Statt irgendwelche Provinzheinis ohne Idee, was es heißt, die Grenze tatsächlich im Nacken zu haben, die Schlachtgeschicke leiten, über den Kellern, in denen ich mich mit den Alten und Kranken versteckte. Nein, die aus dem tieferen Osten sollten im Fall des Falles nur als Fabrikarbeiter oder in Ausnahmefällen als Wissenschaftler dienen, abgesehen natürlich von den Helden aus dem Mutterland. Sie haben ihre Stärke schon vor Jahren bewiesen. Die Militärarbeit sollte man sonst nur denjenigen anvertrauen, die stets unter dem wachsamen Auge des Geiers hinter der Grenze

leben müssen. Denjenigen, die sehen, was Imperialismus ist. Denjenigen, die in die Augen der nur ein paar Kilometer westlich geblickt haben. Uns. Den an der Grenze Lebenden.

Doch die Zweifel halten nie lange. Auf dem Weg in die große Halle spürte ich ein überwältigendes Gefühl des Erfolgs, der Überlegenheit. Von all den Soldaten unserer Kaserne bin ich als einer von nur sieben erfolgreich und unbeschadet ins Ziel gekommen. Sechs dieser sieben, darunter ich als auch mein Zimmerkamerad und Freund Klaas, sind die „Veteranen“ der Ausbildung, uns fehlen nur noch anderthalb Monate bis zur Entlassung aus der Grundausbildung und bis zur Ernennung zum wahrhaftigen Soldaten. Nur einer, der ewige Überflieger Stefan als gerade mal seit 3 Monaten dazugehöriger Rekrut, von den Unerfahrenen hat es geschafft. Misstrauisch blickte ich hinter mich, wo er mit seinen Freunden seinen Sieg feierte. Wir munkelten schon, er habe es nur geschafft, weil er die Schützen bestochen hat.



Nach dem Abendessen rief uns der Feldwebel zusammen – eine reichlich ungewöhnliche Praktik für diesen verhaltenen, abweisenden Menschen. Er genießt sonst seine Freizeit in einer Bar.

Er eröffnete mit seiner üblich charmanten Art: „Jungs, ihr seht scheiße aus.“

Betretenes Schweigen auf der einen, Steiners gehässige Fratze auf der anderen Seite. Darüber Marx' Antlitz, das den kompletten Saal überblickt.

„Nun mal Spaß beiseite. Das heute – das war schon fast Schlachtfeldniveau. Das ist nix, was man von euch Buben mit kaum drei Haaren am Sack abfordern sollte. Ist mir nur leider zu spät aufgefallen.“

Ausgiebiges Gelächter von ihm, unterstützt durch ein paar verlegene unterstützende Lacher unsererseits. Die merkwürdige Stimmung dieser Situation ließ Steiner anscheinend vollkommen kalt. Wenn ich mich recht entsinne, waren seine Wangen und die Nasenspitze leicht gerötet.

„Nun Klartext. Ihr habt das Spitze gemacht.“ Er deutete auf eine ein wenig abseits stehende, kleine Gruppe der neuesten und jüngsten Kadetten, die sich teilweise noch die wundgeschossenen Hinterteile und diverse andere Stellen ihrer Körper rieben.

„Abgesehen von denen.“ Wieder einsames Gelächter von ihm.

„Ihr habt euch heute echt bewiesen. Das macht einen als Ausbilder echt stolz, wenn diese Gurkentruppe, die ihm einst zugewiesen wurde, sich doch als tauglich erweist. Ihr habt euch ein freies Wochenende redlich verdient. Packt eure Sachen, fahrt nach Hause, wir sehen uns Montag.“ Weg war er. Es ist sicherlich Täuschung, doch sah Marx heute grübelnder und verzagter aus als sonst.

Oben im Zimmer mit Anton, Klaas und Rudolf, beim Packen. Schweigen. Tiefe, nachdenkliche und doch erfreute Stille. Rudolf sprach schließlich aus, was uns alle beschäftigte: „Fiel euch nicht auch was auf? Der Feldwebel lässt uns doch sonst nicht so was ‚Schwächliches wie Erholung‘ haben. Da steckt doch was dahinter.“ Zustimmendes Gemurmel.

„Egal. Ich muss dem alten Kotzbrocken heute doch echt dankbar sein. Ich kann Karin wiedersehen.“ Rudolf legte den frisch polierten Spaten in seinen Spind. Normalerweise sind die Zimmer nach Kompaniezugehörigkeit zugeteilt, doch scheint bei uns jemand nicht genau auf die Papiere gesehen zu haben; wir sehen Rudolf nur morgens und abends, als Pionier ist seine Ausbildung weitestgehend von unserer getrennt.

In gespielter Überraschung von Anton: „Karin. Wer ist das denn?“

„Meine Freundin, Schwachkopf? Hab´ ich doch erzählt. Vor zwei Wochen. Als wir zusammengekommen sind.“

„Deine kleine Schwester zählt nicht!“ Klaas fing an zu lachen.

„Haha.“ Rudolf zog eine Fratze. „Die heißt im Übrigen auch nicht Karin. Und ich kenne sie länger als zwei Wochen.“

„Ist sie hübsch?“

„Wer jetzt?“

„Doch nicht das Balg!“

„Ja klar! Sehr.“

„Bleib mal realistisch. Du weißt, wie hässlich du selbst bist?“

„Krieg dich wieder ein, Kindskopf!“ Klaas hingegen kriegt sich nicht mehr ein. Er schien irgendwie etwas angeheitert.

„Okay, aber brauchst du vielleicht doch eine Brille?“

„Nochmals Haha!“ Kurze Pause, einzige Geräusche emsiges Wühlen und unterdrücktes Kichern von Klaas, der mich mittlerweile als Lehne verwendete.

„Hast du sie denn schon nackt gesehen?“ Klaas hing immer noch völlig aus der Puste halb über meiner Schulter.

„Hallo! Erst seit 2 Wochen! Wir sind noch nicht so weit!“

„Aha.“ Anton nickte, so gespielt verständnisvoll wie ein Psychiater, wenn der Patient ihm den Grund für seine diversen Phobien erklärt. „Bist du dir denn sicher, dass sie auch eine Frau ist?“

Rumpel. Polter. Klaas fiel vor Lachen vom Stuhl. Er packte mich, verzweifelt bemüht, sich noch zu fangen, und begründete damit auch meinen Sturz.

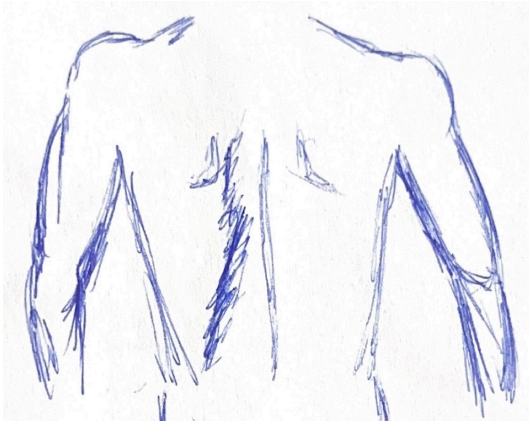
Ein scharfer Schmerz fuhr mir die Wirbelsäule hinauf. Ich kam mit dem Rücken auf, der harte Holzboden ließ mich jede Nuance des Aufpralls spüren. Ob ich kurz bewusstlos geworden bin, kann ich jetzt nicht mehr sagen. Als ich mich wieder aufgerappelt habe, zog ich mein Hemd aus, und der hinter mir stehende Rudolf sog scharf die Luft ein. Er rief: „Ach du Scheisse! Bleib ruhig, Alexej: ich

wünsche dir viel Spaß beim Zusammenflicken!“

Ich tapste irritiert zum Spiegel, und die Reaktionen meiner anderen zwei Zimmergenossen waren ähnlich der Rudolfs. Es war auf keinen Fall eine Schramme, blauer Fleck oder Schürfwunde. Von denen hatten wir genug.

Vor dem Spiegel erstarrte ich. Quer über meinen Rücken zog sich

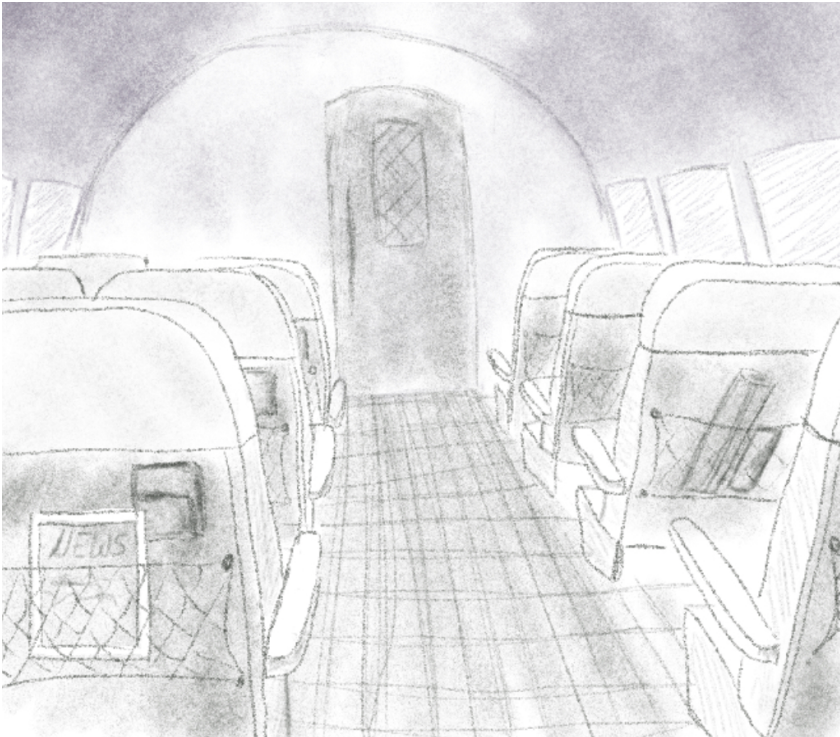
ein tieferer Streifen, an den Rändern karmesinrot verschmiert. Ein paar dünne rote Striemen führten nach unten. Ich blickte auf mein



Hemd. Der Schlamm macht es fast unsichtbar, aber bei genauer Betrachtung war es unübersehbar. Inmitten am Rücken war es zerschlissen, umgeben von braunroten Schlieren.



Saturday, 9<sup>th</sup> June 1962



A nightmare tore me out of my sleep. Rapidly, I tried to control my heavy breathing, not wanting to make an embarrassment out of myself. Those buggers had been plaguing me for a while and the fever hadn't made them any better.

Rubbing the sleep from my eyes, how-

ever, I saw that there was no one to notice. More than that, it was pitch-black outside and the train was standing still. I had slept much longer than expected, probably due to the leftover fatigue of my fever.

*Have I missed our arrival in my slumber? Apparently, I had. Thus, I swiftly slid my luggage out from under my seat and headed for the exit. As I was pushing the rusty old door open, I noticed someone's bulky suitcase poking out below their seat. Funny thing to forget. But they'll be able get it back when the guard tours the train, I'll just leave it there.*

After switching wagons and passing the little toilet cabin, I paused for a moment. Darkness was glancing at me through the window of the exit.

*Wait . . . Shouldn't there be lights in the train station or is it too late already?* The content of that unsettling dream had already faded away by then. Somewhat uncertain I made my way outside. The dim light of the train revealed vague outlines of tall trees. Dry earth

crumbled beneath my soles as I set foot on the ground. *This definitely isn't the station*, I determined.

To assure that we didn't just shortly halt, I glanced through the windows of the other wagons. They were no more crowded than mine.

The following minutes consisted of me walking back and forth, entering, exiting, and re-entering the train, uncertain on what to do. After circling the train twice, I used my suitcase as a step to peek inside the driver's cab. My breath soon misted the window, yet it hid nothing of interest. I was on the verge of despair as I walked further along tracks around a bend to see whether there was anything behind that could explain this mystery.

In the distance, perhaps a mile or two away, lights were burning, coming from what I assumed was the train station. *That's it. There probably had been a complication concerning the train and the people were told to march to the station. That must be it.*

It seemed like a plausible explanation to me. Thus, I began following the tracks, heading towards the illumination. *I should better hurry. Father is probably waiting already.* I was not equipped the most adequate to walk such a distance on the uneven soil, but the light seemed to be getting closer at a fairly decent rate.

*Now it makes sense that someone left their luggage behind, it occurred to me. They probably did not want to carry it all the way and would retrieve it on the morrow. Still odd that no one thought of waking me up . . . but everyone was probably busy minding their own business.*

It was a peaceful night. The moon shone brightly above a cloudless sky and the air had a pleasant summer temperature to it. Yet still, a slight chill crept up my legs whenever the creak of a branch or the hoot of an owl left the sombre wood. Fortunately, I remained undisturbed for the rest of my walk.

As the forest came to an end the source of light began to take shape and it indeed was the station. After I had passed a few abandoned wagons, another railway track emerged from the bend

on my right and intertwined with the one I was following, marking the last few hundred yards to be walked.

The station was as empty as the train. The clock at the entrance almost struck two. *I get that it is quite late– or early but not even a person is here?*

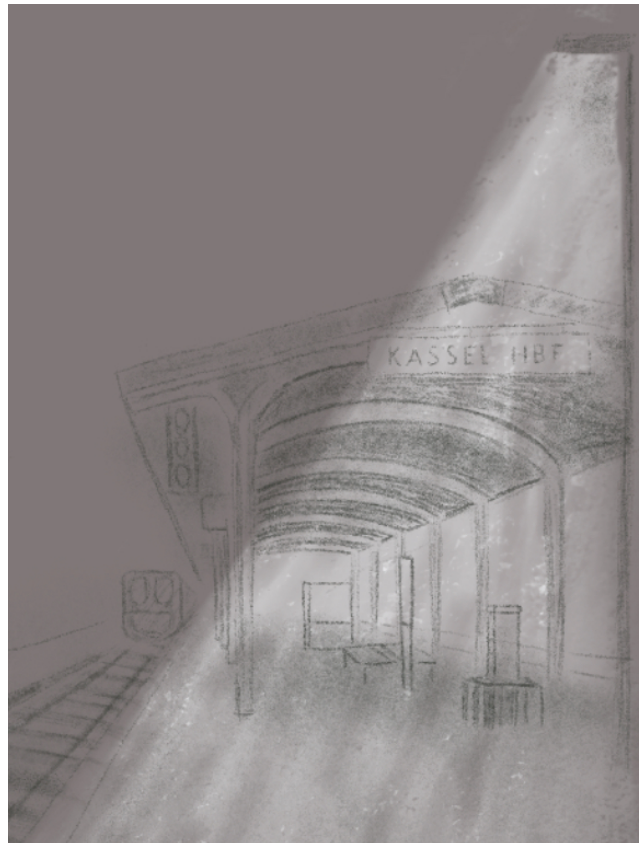
I lit a cigarette. Smoke tumbled through the air.

*Didn't father want to wait for me or was the delay too great? He gave me a description to our place anyways, so he probably figured that I would find the way on my own.*

After looking around a final time and finding nothing more interesting than previously, I headed for the exit. *The route won't be too long.* Father had me look at a map for fifteen minutes to ensure that his daughter would arrive safely should they not be able to pick me up for whatever reason.

“Turn right once you exit the station, then follow the road for some time until you reach the park; better circle around it, I don't want you to get bothered by some drunkards . . .,” he had been analysing while tracing the map with the back of his pencil.

I navigated the way without much difficulty. The emptiness of the streets granted me an easy overview of the city and besides made me appreciate it at the same time. It wasn't anything unseen but the streets were clean and there was greenery on every corner. I knew somewhere overhead the mountain park and its palace, my parents were eager to visit, were towering above the city. *I hope they*





*go light on the sightseeing tomorrow. I desperately need some rest and sleep.*

*Sleep . . . The silence of the city really could make one fall asleep. Not a person nor a car (nor a drunkard) crossed my path. After the faint alarm of a car somewhere far in the distance had faded away, a silence settled over the city such as I have seldom heard before.*

On my way I passed only a handful of lighted chambers whose inhabitants I couldn't spot, as I peeked inside. Even though I surely don't want anyone peeping into my chamber, my eyes like to take furtive glances at whatever they deem interesting. This night, however, there was nothing to be seen.

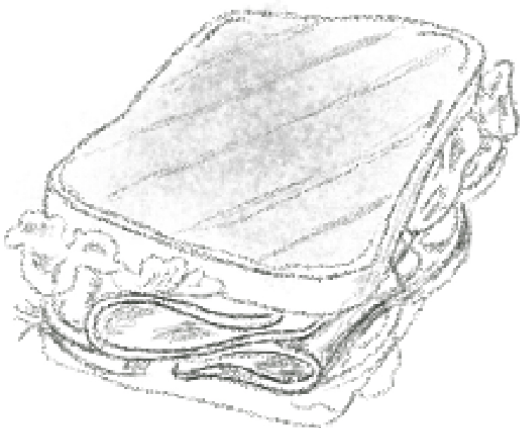
*It feels like I'm the only one here... but it's supposed to be calmer than home, right? We came here to relax. (And because father found an offer to lucrative to be ignored). I should be glad it's empty and no creep is following me through the streets.*

The growl of my stomach broke the silence. It was not a bit more full than the streets were and caused me to pick up on pace. Grandma's sandwich package, though voluminous, had ran out before I entered the train before last – and it would have definitely sufficed hadn't I been such a fool back at home. "Grandma, I won't need all of this, keep some for yourself. No, really!" I had protested against her worries. *Those ham sandwiches left at home could really make a difference right now.* It didn't help that I retched up most of

what once had been a hefty portion of baked beans on the ship to France. *At least some fish are eating well right now . . .*

*If only I had some German currency on hand. Those pretzels fresh out of the oven at the station looked good . . . though the lady at the counter didn't look the sort to understand a word I'd be saying.*

As I dwelled some longer on food that could have been had I only done this or



that, I continued my way through the sleeping city. After I took another turn to the right, entering a residential area, crossed a little side alley and entered a little one-way street on the left, I finally arrived.

To both sides a multitude of large houses with neat little front gardens were lined up. From what I could discern from the scarce light of the lanterns, that were lined up at every other driveway, the whole area was encircled by trees similar to the ones by the track.

*102, 104, 106 . . . 112. 112. That's it.*

The house was built of red brick. Ivy was climbing up its walls reaching for the balcony that overlooked the garden. I was about to continue up the street to get a view from another angle when my stomach broke into another roar of complaint.

*I'll have plenty of time to look at it on the morrow. First: food.*

Light was burning on the first floor.

I made my way up the empty driveway. After ensuring that it was really the 112 I was standing in front (as I didn't want to start neighbourhood quarrels within the first minute of my arrival), I rang the bell.

"You really took your sweet time, didn't you?" Nacona said with a yawn. "Where did you leave the old ones?"

"Who?"

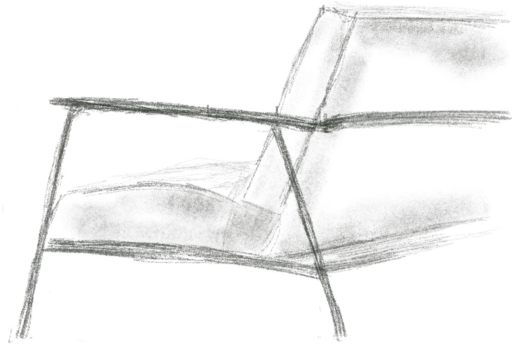
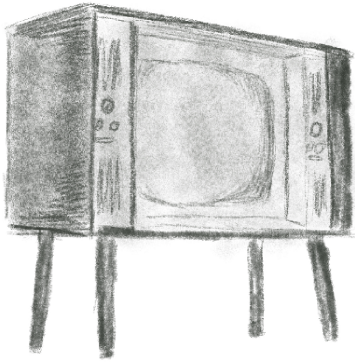
"Mum and Dad, they meant to pick you up but – she took a glance at the clock in the hallway – that was already about three hours ago."

"They surely weren't at the station. I haven't seen anyone since I got off the train anyways." I told her about the train and my way back.

"They probably heard of the problem and decided their time would be better spend in a pub."

"Mum and Dad?" I asked raising an eyebrow.

"It doesn't matter, they will probably find their way back," Nacona said, not seeming all too worried. "But it's a miracle you are already here then. After all, from what I have experienced you



should still be in the train, dosing in your seat. Tell me what woke you so we can finally get you out of bed for once.”

*Funny.*

“Is it always so calm here?”

“I haven’t been out at night but I guess it won’t be too busy,” she said turning towards the staircase. “All I know is that I’m going to bed and you should probably grab something to eat, judging by the sounds your stomach is making. We still have some leftover meat and potatoes in the fridge.”

I hung my coat on one of the empty hooks and made my way to the kitchen.

“Don’t burn the house down when heating the food,” Nacona called down the stairs.

*I wish you a good night as well.*

It turned out to be a valid warning, though, since the oven had more buttons than I could count and seemed to be of the newest sort. In the end I decided to leave the food standing on the table for a while, as I was exploring the house a little.

Inside, the house was as spacious as the view from outside had promised. Its high white ceiling was well out of my reach and its cream-coloured walls were littered with pictures and paintings. One oil painting in particular; that of a sharp galley painted in a beautiful red and white, fiercely crushing through waves with a full sail under the cobalt sky.

Once I was done admiring, I stepped over into the living room.

It was equipped with a large mustard-coloured sofa that was seated in front a big television.

*A television, I thought in excitement. We don' have one at home yet as my parents are a little old fashioned, though father promised that we would soon get "one of those watch-machines".* On my knees, I was eagerly turning the knobs and pressing buttons, but was soon met with disappointment as the best thing I could produce was a muffled rustle and an occasional flicker on the screen.

*Idiot, they don't broadcast anything in the middle of the night.*

Thus, I turned my attention to the rest of the room.

The bookshelf offered an extensive selection, though unfortunately all the books seemed to be in German which made them about as useful to me as a screen door was on a submarine.

Altogether there was nothing to complain about; the house was pleasantly furnished and had a comfortable atmosphere to it. *Father really has struck a good bargain with this.*

Though the food had barely accustomed to room temperature by the time I returned to the kitchen, it was still the most delicious thing I ever tasted.

*I can die happy now. Really hope you liked those sandwiches I left you, grandma,* I thought with grim satisfaction.

With a stomach finally filled I made my way up the stairs. The steep climb led me into narrow corridor with a handful of doors to choose from. I opted for the window at the end of the corridor to get an overview of the garden. The brightness of the moon at least gave me a vague idea of what it looked like. It was a little wider than the house, but reached quite far in length; most of it only a blur of darkness to the eye, and was home to a family of trees, whose sort I couldn't make out. Deciding that the garden would probably look better on the morrow, I turned back to the corridor. I tried my luck

on the first door to my right and was met (after finally having found the light switch on the wall) with a room, I immediately suspected to be mine.

*Good that this isn't Nacona's. That would have made for some nice drama.* Not wanting to start any, I left exploring for the next day. The room was of a similar size to mine at home and designed in a fashion that resembled the rest of the house. The bed was still untouched and looked to be pretty comfortable. Before I would try it out though, I went over to the desk, as I still had some energy left after my lengthy nap.

Padded with my pillow, the wooden chair was comfortable enough for my need and I took out the little booklet I had planned on using as a diary or a travel log of sorts.

My favourite teacher Miss Williams had given me the idea when I had told her of our holiday plans. "You'll appreciate it when you are as old as me," she had told me giving me one of those warm smiles of hers. "Don't hesitate on making it a little exciting, it'll read just like an adventure story."

I had intended to wait for my parents to return but by the time I was done writing about the final train ride, my eyes had other plans. I didn't know whether I was supposed to worry or not but at that point I was too tired to care. And too tired to look for my pyjama in my luggage, thus I simply stripped down to my underwear and went to bed.

*I forgot to brush my teeth,* I realized, as I was huddled under my blanket, feeling slightly guilty. *Ahh, it doesn't matter. It's the holidays, after all.*

And with a content smile, I fell asleep.

**Montag, der 11.6.1962**

Ich habe in den letzten Tagen nichts geschrieben. Ich schreibe oft, wann immer ich die Zeit und Motivation dafür finde. Das ist Teil meiner Normalität. Das, was in den letzten Tagen aber geschah, kann auf keinen Fall als Normalität gelten.

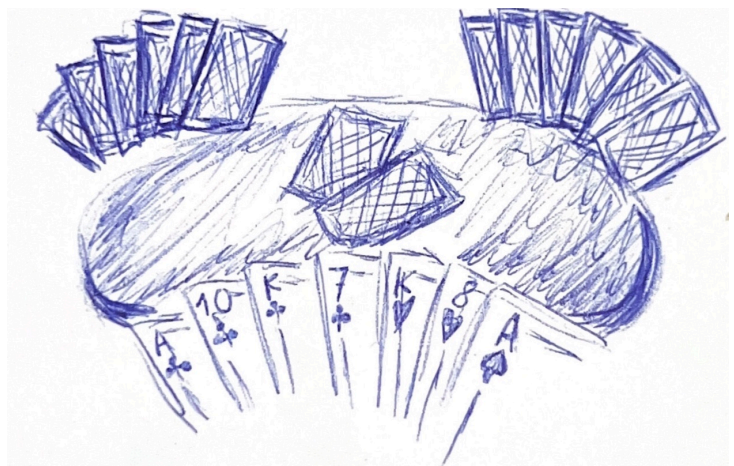
Ich kam noch am Freitag selbst nach Hause. Oberarzt Strezkow hat die Wunde gut behandeln können, er versicherte mir, dass sie mit täglicher Wundsalbe gut verheilen und keine Entzündung aufkommen solle. Seiner Einschätzung nach käme sie von Steiners Übung, im Eifer des Gefechts habe ich mich wohl gegen einen Nagel, einen Splitter aus den Holzvorrichtungen der Schützengräben oder Ähnliches geworfen und im Adrenalinfeuer nichts bemerkt. Ich werde wohl beide nie wiedersehen.

Ich verbrachte den übrigen Abend bei einer Runde Skat mit meinen Eltern. Wehmütig muss ich daran denken, dass das meine letzte Runde Skat mit ihnen gewesen sein sollte. Als ich am nächsten Morgen nämlich aufwachte, waren sie nicht mehr da.

Keine Spur. Kein Indiz auf ihr Verbleiben. Gähnende, schreckliche Stille aus dem Schlafzimmer, der Küche und dem Wohnzimmer. Nichts.

Ich wähnte sie zunächst beim Bäcker. Doch um 10 Uhr? Da kriegten sie doch nichts mehr, nicht an einem Samstag. Und sonst vergisst Vater nie seine Zigaretten, stets ‚im Falle des Falles‘ dabei, wie er immer sagte. Und doch lagen sie klar und deutlich auf der Kommode im Flur.

Ich war mir sicher, dass sie nicht im Haus waren. Doch auch sonst schien niemand darin zu sein. Todesstille. Kein laufender Fernseher. Kein polternder Nachbar Fischer. Ebenso keine grüßende Nachbarin Heumann. Ich blickte aus dem Fenster. Zwei Hunde



liefen aufgebracht durch die Straßen. Als ihr Kläffen in der Tiefe der Stadt verschwand, fiel mir erneut das auf, was als schrecklicher Vorhang schon lange über meinem Bewusstsein schwebte: Stille. Eine Dose rollte über die Straße, in Bewegung versetzt vom Wind. Vereinzelt wieder die Hunde. Kein einziges Auto, kein Geplapper vom Gemüsehändler unten links. Die Stadt war beherrscht von Ruhe. Ein riesiges, graues Monument des Schlafes.

Mehr durch Verzweiflung als durch Hoffnung versuche ich immer noch, Tage nach der Nacht, mir eine verständliche Erklärung zusammenzureimen, teilweise unter Alkoholeinfluss. Ich rede mir ein, es wären wegen einer Atomwarnung alle aus den Städten geflohen, und meine Eltern hätten mich, noch schlafend, in aller Eile vergessen. Doch habe ich keinen Erfolg damit. Von Tag zu Tag schwindet die Hoffnung, sie würden zurückkommen. In genau diesem Moment, wie ich hier sitze und schreibe, ertappte ich mich sogar, auf ein Auftauchen des Feindes zu hoffen.

Den ersten Tag, der Samstag, verlebte ich wie die Straßenhunde, die am Morgen am Haus vorbeirannten. Nachdem ich mich durchgerungen hatte, die trügerische Geborgenheit der Wohnung, die nun so besonders ist wie jede andere in der Stadt, zu verlassen, streunte ich ziellos durch die Stadt. Ich lief ins Stadtzentrum, landete an den grauen Baukolossen am Stadtrande, streifte die Kaserne und endete am Stahlwerk. Ich lief nicht, weil ich etwas suchte. Ich lief gar nicht, meine bloße Existenz wehte durch die toten Straßen. Ich lief, um Tod oder Antwort zu finden.

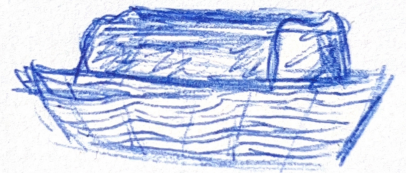
Mal ging ich, mal schlenderte ich. Mal rannte ich, mal schrie ich. Ich weiß es nicht mehr. Dieser Tag ist eine einzige graue Masse in meinem Gedächtnis, ich kann keine Einzelheiten mehr ausmachen. Ich kenne nur noch die Gefühle. Meine aufgewühlten Emotionen, mal war ich panisch, mal froh. Einmal war ich angewidert, ein anderes Mal zornig. Doch oft genug spürte ich... nichts. Diese neue Welt arbeitete sich seinen Weg in mein Bewusstsein, und ich leistete keinen Widerstand. Ich nahm es einfach zur Kenntnis.



Heute Morgen wurde ich geweckt von dem stechenden Gefühl der Leere in meinem Inneren. Es war nicht nur mein leerer Bauch, ich fühlte mich tief in meiner Seele ausgelaugt. Entkräftet. Alleingelassen in einer endlosen Wüste, alleingelassen zum Verhungern. Zum Ersticken in dieser gnadenlosen Welt.

Damit offenbarte sich das größte aller Probleme: Verpflegung. Um Schutz vor Wind und Wetter muss ich mir wohl niemals wieder Sorgen machen, nicht mit diesen hunderten, tausenden auf ewig verlassenen Häusern. Doch Essen? Die Vorräte in den Schränken reichen für zwei oder drei Tage. Wir pflegten seit Jahr und Tag quasi von der Hand in den Mund zu leben – zumindest in Sachen Lebensmittel im Haus.

Ich griff mir ein Brot aus der großen Schale auf dem Tisch. Während ich es ungeschnitten und trocken, wie es war, Stück für Stück verschlang, konnte ich zum ersten Mal einen vernünftigen Gedanken fassen. Ich werde nicht mehr lange in den Genuss von Brot kommen können, das war mir klar. Sämtliche Bestände, all die Tonnen an Gebäck, die auch nur in meiner Stadt ungegessen in den Öfen und Regalen der Bäckereien liegen, werden rasch ungenießbar werden. Erschreckend rasch. Der Gedanke, nur noch für eine Handvoll Tage Brot essen zu können, machte mich fertig. Ich werde bald wohl auf eine Diät aus Dosensuppe umsteigen müssen. Vitamine? Werde ich wohl aus den selten zu findenden Dosen mit Ananas oder anderen Früchten und im Sommer aus den Beeren im Wald ziehen müssen. Die Ernährung wird wohl noch deutlich saisonaler sein müssen, als sie es sonst schon ist.



Es dämmt allmählich. Ich sah am Samstag morgens in der Ferne das Kraftwerk in Flammen, außer Kontrolle geraten ohne Besetzung. Dass kein Strom mehr da ist, ist kein Wunder. Ich kann heute Abend nicht länger schreiben, denn Kerzen müsste ich erst



besorgen, und das mache ich heute nicht mehr. Ich werde morgen meinen Bericht beenden müssen.

Dienstag, der 12.6.1962

Hier kürze ich den Bericht ab, denn wen interessiert schon das, was ich am Sonntag tat? Was das war, lässt sich einfach zusammenfassen: Wenig. Ich überlegte, was ansteht, was erledigt werden sollte, um auf längerer Sicht Problemen aus dem Wege zu gehen. Daraus ergab sich Folgendes; 1. Ich brauche Wasser. Die Versorgung aus der Leitung ist unzuverlässig und wird wohl bald ausfallen. Abgefülltes Wasser in den Supermärkten wird auch in spätestens ein paar Monaten ungenießbar werden. Ich muss mir Alternativen überlegen, auf mich alleine gestellt Wasser zu finden. 2. Ich brauche Essen. Das ist bei den unbewachten Läden das geringste Problem. 3. Ich sollte mich bewaffnen. Die einzige plausible Erklärung für das alles hier wäre eine neue Superwaffe des Feindes. Dann wäre es nur eine Frage der Zeit, bis sie hier einmarschieren würden. Ich kann zwar keine Armee aufhalten, aber ich will nicht unvorbereitet sein.

Ein vierter Punkt kam später noch dazu. Um mir den Kopf zu klären und nebenbei etwas zu essen vom Gemüsehändler zu besorgen, solange das bei ihm noch essbar ist, ging ich kurz vor die Tür. In dem Moment aber, in dem ich mich unter freiem Himmel befand, bekam ich Panik. Ich stand draußen, und doch fühlte ich mich begraben. Es war, als blickte mir eine feindselige Entität über die Schulter, als starrten mir die Fratzen der verschollenen Bewohner fahl aus den Fenstern entgegen. Ich fühlte mich... nicht alleine. Warum aber? Ich habe keinen Menschen zu Gesicht bekommen, und die Köter habe ich nur dieses eine Mal gesehen.

Ich konnte mir das nur erklären als natürliche Reaktion auf die unverhoffte und ungesehene, plötzliche Einsamkeit. Dass man paranoid und hysterisch wird, wirkt recht logisch auf mich. Tatsache ist aber, dass die Stadt mir Angst macht. Auch jetzt scheue

ich mich, die Wohnung zu verlassen und mich der diabolischen



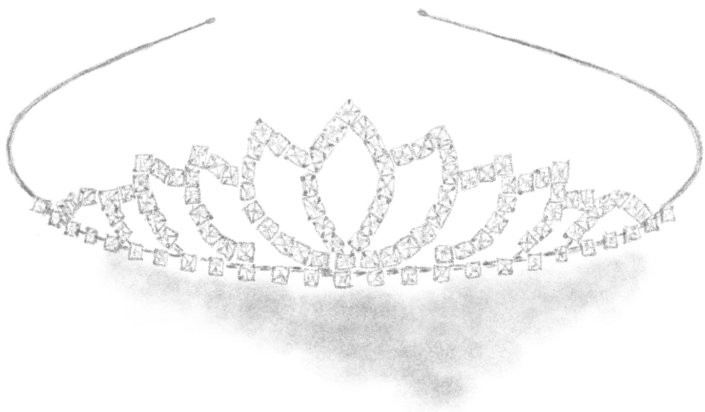
Außenwelt auszusetzen, ich kann die gewohnte und vertraute Umgebung in dieser fremden und feindlichen Situation nicht ertragen. Das macht es mir zu allem bisherigen Übel nicht leichter, Essen zu besorgen. Die Konsequenz ist offensichtlich; ich sollte mich darauf vorbereiten, die Stadt zu verlassen.

**Tuesday, 12<sup>th</sup> June 1962**

Jewels danced on her fingers as she reached for the cup of wine. "Stop this nonsense," I said flinging the cup from her hand. "Mum and Dad would—"

"They are gone. I am queen of the world," Nacona declared.

Heavy necklaces hung around her neck glistening in the colours of a hundred gems. A small diadem shone on top of her long blond hair. It was nothing befit a queen, though it was the best thing she could find.



"The only thing you are is an annoying little brat."

"Is that how you speak to your queen?"

"What queen?" I asked as I snatched the little diadem from her head. Laughing, I ran

for the door, all the while taking care not to step into the puddle of fine red littered with shards.

I could hear her shouting "Treason!" with played outrage in her voice before the door snapped shut. Heavy rain struck me in the face. The dark sky growled like a hungry beast.

It had been pouring for three days. *Ever since—*

"Seize her!" Nacona commanded pointing her finger at me. As there was no one to act upon the call, she had to take the initiative herself. Her agility in her huge oversized dress, wearing what must have been five pounds worth of jewellery caught me off-guard and shortly we both were on the ground rolling in deep pools of summer rain.

It was the first time we had laughed in a while. Ever since . . .

On the day of my arrival, I almost slept till midday. Daylight crept through the curtains, casting its shine on my face. *This is some serious design flaw.* Had they been made of thicker cloth I would have probably slept for another eight hours. After lying around for some more time, I finally got out of bed. As I stepped out into the corridor, I was met with quiet. *Everyone still sleeping? Better not make too much noise.* Thus, I snuck my way downstairs. The house was bathed in sunlight and it looked like it was going to be a good day.

Yeah, most certainly . . .

I started off my morning by trying my luck with the television once more, however to no more success than previously. *Useless crap,* I thought taking a reproachful glance at the television as if that would make it work. Disappointed by the tv for a second time, I searched in the kitchen for something to cheer me up. I decided that some “Brötchen” with jam would do the job. *I can continue with lunch when the others wake up.* Not having anything to do downstairs, I balanced my breakfast up to my room and got to work on updating my travel log to kill some time until the others would wake up.

As I was wrapping up my entry, Nacona opened my door and announced herself with a yawn. “Productive so early in the morning?”

“Gotta do something while the lot of you are sleeping.”

“Sure. So? Glad to see mum and dad again? How’d you like mum’s new haircut? I find it quite—”

“They are still asleep.”

“You haven’t . . . seen them yet?” Nacona seemed concerned.

“Nope, but they must have come home after half past four, give them a break.”

“Linnea . . . Did they really? Their room is empty.”

With Nacona closely on my heels, I went to look for myself.

“Told you.”

“Have they ever been away for long over the past week?”

"No. I was mostly with them. Twice, they went out to eat alone but were always back at around 11 pm."

"Maybe they met a nice couple, drank too much and decided to sleep it out at their house. Let's just wait till afternoon and if they haven't come by then we'll see what we do."



Afternoon came, but they didn't.

I mostly spent the wait in the warmth of the garden, trying to finish up my book. Though as I was reaching the end, my worries increased and my concentration dwindled. Leaving the book on the garden table, I went to look for Nacona. She was lying on her bed trying to pass time the same way I was.

"Still haven't returned?" It was more of a statement than an actual question.

"No," I answered. "Let's head out. We'll walk around a little and if they haven't returned by evening . . . we'll talk to the local police."

The prospect of that did not entice me at all, however things were starting to get worrisome and something had to be done. I donned my thin jacket and let the house key slip into its pocket.

"What a quiet neighbourhood."

"You haven't met the neighbour's children yet . . . You're lucky that they seem to have found something more interesting to do than screaming all day."

Looking back, I would rather have been unlucky.

"Though such a silence is quite unusual," Nacona noted as we left the street undisturbed. "So don't get too comfortable with it."

However, things were starting to feel a lot fishier, as we left the small residential area and approached the city centre. We soon

realised that this was no case of the neighbour's kids merely doing something else or Kassel generally being quieter than home.

"This is strange," Nacona said, as we entered yet another empty street. At first glance, I knew it was the kind to be teeming with people on a warm afternoon, rather than being completely deserted. The same was true of the next one, as it was for the one after that.

"There'll be a plausible reason for all of this." I tried to establish calmness, but the crack in my voice betrayed my unease. Though the further we wandered in the city, the farther away an explanation seemed to become. With each abandoned alley our desperation grew and the less we could make sense of the entire situation. I was on the verge of tears once we set foot on the abandoned market place and Nacona's usual confidence had long been replaced with angst and vulnerability. Our calls were met only with silence.

Nothing – Everyone gone, vanished without a trace.

A mystery that we are still no closer to solving than we were back then. It was as if the entire world had fallen into a deep slumber, leaving only Nacona and me to wander alone.

It must have been hours, of us going everywhere, yet finding nothing – all a giant blur. As night fell, we somehow found our way back into familiar territory. At some point it must have started to rain, for my jacket was soaked when I took out the key to open the front door, although when I cannot say.



By the time we were inside it was raining cats and dogs. None of us spoke. Before going to bed, I took one last look outside, seeing that I had left my book on the garden table, its spine broken, the pages soaked.

I left it there and went to sleep.

*It's all just a dream. Come morning, it'll be forgotten.*

Thunder struck. *What a great holiday.*

"Linnea," Nacona said tugging at my sleeve, an unusual tenderness in her voice. "We should probably head back."

She was right. Though it wasn't cold outside, when soaked to the bones and the sun was hiding behind a wall of clouds, it could get a little chilly, even in the midst of summer.

"Yeah," I murmured lifting myself out of the pond. My wet clothes clung tightly to my body, a cold, almost translucent film on my skin.

Nacona accepted my hand to stand up. It looked like it belonged to a hundred-year-old rather than to a girl of sixteen.

In spite of us having the city to ourselves, we had kept the holiday home as our place to return to each evening. Even to me, who had hardly spent a night there before everything went to shit, the house provided a sense of familiarity that was otherwise severely lacking in this foreign environment.

"We should probably stock up at the butcher's and the bakery before it all rots away," I proposed and so we did. On our little detour, we also looked for some umbrellas to keep our "shopping" from becoming seafood.

Loaded up with all sorts of bread both sweet and savoury and enough meat to feed us for a month, we made our way back. "Will this all even fit in the fridge," Nacona asked.

"Probably not, but it makes no difference if it goes bad here or there." *If the fridge still works by the time we return . . .*

I know that sooner or later food will pose a problem for us. For now, the city has more food than we could ever eat in a lifetime. Bread recently baked, fruit and vegetables newly harvested and meat freshly butchered, but they won't stay good for long and after that we will only have tinned food and whatever is preservable for a longer time: maybe rice or honey, perhaps vinegar– whatever good that will do us. But it doesn't matter; from the few that I remember of health studies from school I know that canned food and the little that is preservable for a longer time won't cover our nutritional needs for ever.

We tried our best to keep the food dry, however a strong wind that had just emerged made that and wielding the umbrellas quite a challenge, which made our arrival at the house quite the relief. We



could have just as easily waited it out in any of the hundreds of other houses in the city, but who knew how long the rain would last? Yet, that was not the main reason. A foreign city was alien enough, a deserted one worse – but I endured that. The houses however filled me with a feeling – a sense of dread I

can hardly explain. Homes of people that might as well have never existed, if it weren't for the few pictures on the walls. Happy pictures, smiling faces – gone – with no one to remember them. All the doubts and fear breaking forth – suffocating – as if the walls were closing in around me. And all the questions arising again – too many – but no one to answer.

At least we had the 112. Miniature rivers ran down the slate of its steeply pitched roof, creating a shimmer of deep grey and granting us a final shower before we were in the dry. Inside, with



clothes changed Nacona made herself comfortable on the sofa, while my way led me to the kitchen, where I was glad to find electricity to still be functioning. From the sky one wouldn't be able to tell which time of day it was, but our clock could still tell us that it was just 2 pm, which made a good time for lunch. Having managed to figure the oven out by then I went to cooking. Unfortunately, this knowledge probably won't help me for too much longer . . .

What I cooked up was probably no culinary masterclass, but Nacona should be grateful that she is at least getting something to eat. Instead of mostly picking at it, with that slight little frown of hers, she should have rather just straight up said that she didn't like the food. It's not my fault that I suddenly have to take on mum's responsibilities.

After having done the dishes, I suggested to go outside again and do some sightseeing to lighten up the mood again.

"I'll pass for today. I have had enough of the weather."

"Fine then, I'll go on my own. See you later."

Out I was again. The rain had died down to a light drizzle; however, the sky still had an ominous colour to it. Not having a clear goal in mind, I gravitated towards the mountain park. I recalled its vague direction from previously exploring the city and that sufficed, as it soon became visible from the streets below. The entry was marked by Schloss Wilhemshöhe. Unfortunately, its doors were barred and to further advance I had to awkwardly manoeuvre around the palace to continue, almost tearing open my blouse as I climbed over a small fence.

The ascent took up the better part of an hour. Throughout, my only companion was the gentle splashing of the stream running down from the summit. It grew louder as I approached the peak, which was a collection of fountains and small channels flowing in and out of a masterfully carved grotto. On the top, I was greeted by

rays of sunlight beginning to pierce through the black ceiling. The droplets on the neatly manicured lawn encircled the plateau in a sea of sparkling diamonds. Above all, on a steep pyramid of stone, towered in all his glorious coppery nakedness, a mighty statue of Hercules the Hero (as a panel later taught me).

The view from above was nothing short of impressive, although it probably couldn't quite match that of Hercules who stood guard over the city still a good hundred feet higher. *So beautiful – so lonesome – our new home.*

I can't say how long I stood up there, admiring, pondering, gazing into the distance of the city, but by the time I took the first step down again, the penetrating rays of the sun had gathered into a wide streak that reached out far into the horizon; a sword of light slicing through the darkness.

*Maybe there is some hope . . .*

## Weiterhin Dienstag, der 12.6.1962

Ich will eine Waffe, und möchte mich vorbereiten, in der Wildnis zu überleben. Was bin ich? Ich bin Soldat, ein fast vollständig ausgebildeter Panzergrenadier, der sich in der Ausbildung oft hervorgetan hat. Ich weiß, was ich brauche, wenn ich erst in der Kaserne bin.

Ich verließ die Stadt. Mein Schritt war rasch, ich wollte die Stadt so schnell wie möglich hinter mir lassen. Mit einem soliden Sturmgewehr über der Schulter werde ich mich vielleicht sicherer fühlen.

Jeder Schritt bedeutete noch ein leichtes Stechen im Rücken. Zu Anfang machte ich mir große Sorgen, was aus meiner Wunde werden sollte, doch schaffe ich es irgendwie auch selbst, mir die Wundsalbe aufzutragen. Sie verheilt gut, es wird aber noch seine Zeit brauchen.

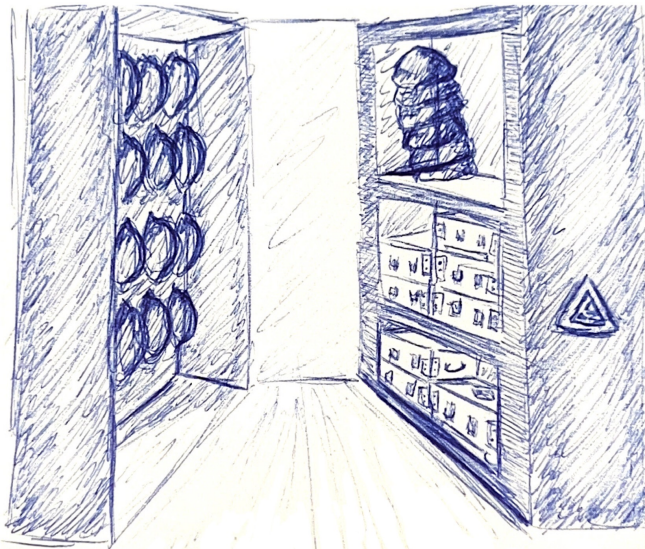
Unsere Kaserne liegt nur ein kurzes Stück außerhalb der letzten Ausläufer der Stadt. Ich kam auf dem gut befestigten Weg schnell voran, doch nicht zu schnell, als dass ich keine Zeit zum Überlegen hätte. Wie sollte ich das große Gebäude mit wenigen Fenstern ungeladen betreten können? Die Stahltüren werde ich nicht aufbrechen können. Die Fenster? Zu hoch, ich könnte eines mit einem Stein einschlagen und über einen der Eichenriesen des Waldes einsteigen. Oder hat jemand wieder die Leiter draußen gelassen? Im Zweifelsfalle werde ich mich mit dem begnügen müssen, was ich in den schlechter geschützten, außerhalb gelegenen Wohngebäude der Rekruten finden kann.

Ich kam an dem Komplex an. Der Schatten der Eichen hielt eine Überraschung für mich bereit: Die Sorgen sind überflüssig gewesen, die Tür war offen, die Garagen auch. Wer hat sie geöffnet? Wenn sie seit der Nacht offen gewesen sein sollten, dann hätte der Wind sie zugeschlagen haben müssen. Tatsache ist, sie waren auf. Es gab keine Anzeichen für einen Menschen, der vor kurzem hier gewesen sein sollte, oder gar noch da ist. Ich werde den Grund wohl nie erfahren.

Vom Hauptkorridor führten vier Türen weg, bis er nach hinten hin in den großen Saal überging. Die zwei zur Linken hielten die Treppenhäuser zu den drei Ebenen mit den Schlafzimmern der festen Belegschaft der Kaserne bereit, die erste rechts führte über einen langen, außerhalb des Hauptgebäudes liegenden Flur mit vielen, kleinen Fenstern zum Innenhof zur Waffenkammer und den Garagen. Auf halber Strecke dieses Flures lag ein Abzweig zum Planungsbüro und den Klassenzimmern für die theoretischen Teile der Ausbildung. Ein recht hoher, fast für sich stehender Turm, wäre nicht der Flur, im Innenhof. Die letzte Tür vor dem Saal verbarg die Küche. Einer der wenigen Bereiche der Kaserne, den ich noch nie von innen gesehen habe.

Ich schlug sofort den Weg nach rechts ein. Die Waffenkammer war wie immer verschlossen. Die Abstellkammer jedoch nicht. Und die Brechstangen werden in der aufbewahrt.

Ich lief die langen Regale voller Helme, Granaten und Gewehren entlang. Eine Maus lief mir über den Weg. Auch in der Stadt schienen die Viecher ohne Menschen zu florieren. Wollen wir mal sehen, wie lange das so bleibt.

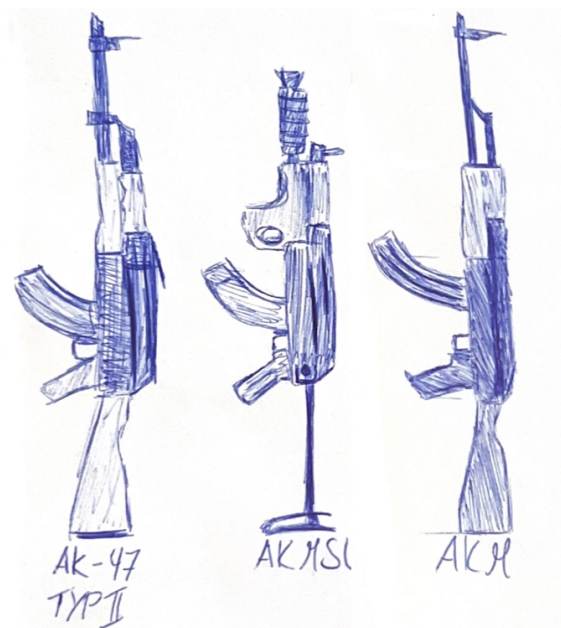


Vor einem Regal blieb ich stehen. Ich zögerte. In der Ausbildung habe ich mehr oder minder nur mit Handfeuerwaffen, Granaten und einer alten AK-47 Typ II geübt. Dieses alte, störrische Teil tat immer zuverlässig seinen Dienst und ich habe mich nie über

sie beschwert, hatte aber auch einige Probleme: sie war recht schwer und äußerst unhandlich bei gehaltenem Feuer. Nun sah ich aber in einem polierten Waffenschrank durch die Glasfront eine nigelnagelneue Anlieferung: Fabrikneue, noch leicht schimmernde AKM und eine kleine Handvoll AKMSU. Sie sahen meiner altbekannten Kalaschnikow sehr ähnlich, doch hatte die AKM eine

höher gelegene Schulterstütze, und die AKMSU war dazu deutlich kürzer. Sie sah schon fast aus wie eine Maschinenpistole.

Ich habe bereits von diesen Waffen gehört. Die AKM soll leichter sein, enorm viel leichter. Auch, unter anderem die höhere Schulterstütze, gibt es einige Ausbesserungen, die gehaltenes Feuer mit recht hoher Präzision ermöglichen. Sie waren günstiger herzustellen, handlicher und alles in allem einfach besser. Die AKMSU kam mir im Gegensatz dazu zwar praktisch zum Mitnehmen vor, sie war deutlich kleiner und noch leichter, aber ohne langen Lauf würde sie mir in einer Konfrontation nicht passen. Ich bevorzuge gezielte, todbringende Abschüsse, keine verschwenderischen Salven. Wie sollte ich dies mit einer MP zustande bringen?



Ich wollte mich später entscheiden. Ich sah mich ein weiteres Mal um. In einer angrenzenden Kammer war die Munition gelagert. Ich stieß die Tür auf, besser, ich versuchte es. Sie war prall gefüllt, nicht mal die Tür ließ sich ganz öffnen. Mir kam der Gedanke, dass, auch wenn ich nicht mit ihr umgehen kann, die AKM die bessere Wahl ist. Niemand wird mir zeigen können, wie sie bedient wird, aber mit so viel Munition konnte ich mir gerne erlauben, dies selbst herauszufinden.

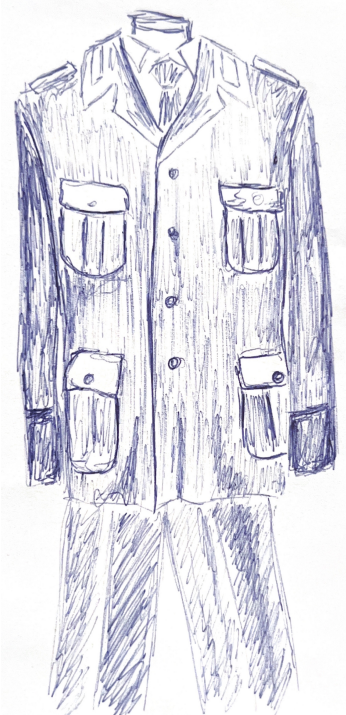
Es wäre eine Freude gewesen, die Helme bedenkenlos durch die Halle zu kicken, oder gar irgendwo eine Granate zu zünden. Diese Ausmaße willkürlichen Vandalismus wollte ich nicht aber nicht. Aus Respekt, aber auch aus Furcht. Wovor, weiß ich nicht. Als würde ich damit etwas aufwecken. Als wäre ich in den letzten Tagen paranoid geworden.

Eine Sache musste ich mir jedoch erlauben. Dank Klaas habe ich eine Photographie von einem von Steiners letzten Wutausbrüche. Man sieht ihn mit hochrotem Kopf einen Neuling anschreien, im Hintergrund die zerschlagene Whiskeyflasche. Er war damals hackebreit gewesen und konnte die Flasche nicht mehr halten. Nach seiner betrunkenen Auffassungsgabe war es natürlich und offensichtlich die Schuld des friedlich dastehenden Rekruten. Nun hat der liebe Steiner einen Ehrenplatz unter den großkalibrigen Sprengstoffen.

Auf dem Weg zurück zum Hauptkorridor warf ich noch einen Blick in die Planungsbüros. Wie eine Einladung lagen die Karten der Umgebung auf dem Tisch, genauso wie die offenen Schubladen mit denen der restlichen DDR. Ein wenig Stöbern brachte sogar die uns zur Verfügung Stehenden der BRD hervor. Wenn ich tatsächlich die Stadt verlassen sollte, werden mir diese allemal hilfreich sein.

Die Schwingtür zur Küche war nur zwei Schritte entfernt, als mir ein Gedanke kam. An meiner Alltagskleidung ist nichts auszusetzen, ebenso meine gewöhnliche Uniform. Doch was wäre in meiner Situation besser, als die Ausrüstung eines Pioniers? Das Schanzzeug würde sich in den Wäldern bewähren, die robuste Kleidung ebenso.

Rudolf war schon immer sehr ähnlicher Statur wie ich. Es schmerzte, sein Andenken so zu schänden, doch neue Uniformen gab es in der Kaserne nicht, und es war mir immer noch lieber, seine zu nehmen als die eines mir völlig fremden Pioniers. Ich nahm Kurs auf mein altes Zimmer.





Ein kleiner Anflug Nostalgie überkam mich beim Anblick der Hochbetten und der abgenutzten Spinde. Es waren nicht nur die Erinnerungen an all die Monate, die ich hier verbracht habe. Genauso kamen die aus meiner frühesten Kindheit hoch. Es waren nicht wirklich Erinnerungen, eher Gefühle, denn woran sonst soll sich ein kleines Kind, das kaum richtig laufen kann, erinnern? Das Zimmer hatte immer schon das Gefühl der Hütte, in der ich die ersten zwei Jahre meines Lebens verbrachte, wieder aufleben lassen. Die engen Betten, das spärliche Mobiliar und der hölzern-gelbe Charakter einte die beiden. Es waren gute Zeiten, sowohl meine Kindheit als auch meine Ausbildung. Die Hütte lag damals im tiefsten Hinterland von Sachsen-Anhalt, in einem kleinen Dorf mit kaum einhundert Einwohnern. Auch wenn ich nur Monate vor dem Ende des Dritten Reiches geboren wurde, blieben wir vom Krieg verschont; es war kaum auch nur ein Flieger am fernen Horizont zu sehen. Nach dem Krieg und den härtesten Zeiten in den ersten Jahren zogen wir dann in die Stadt, wo wir bis jetzt noch lebten. Jetzt lebe anscheinend nur noch ich dort.

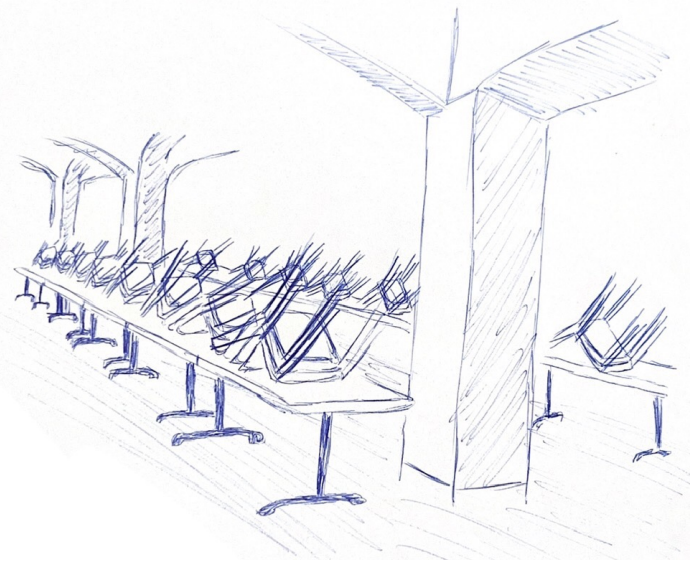
Ich riss mich zurück in die Realität. Ich war nicht in der Kaserne, um Erinnerungen nachzuhängen, das konnte ich ebenso gut und eher besser zuhause machen. Zudem wollte ich vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein.

Ich griff die Uniform, das Schanzzeug und was dazugehörte, und verließ das Zimmer. So beladen, holte ich aus der Küche alles Verderbliche, das ich noch tragen konnte. Die Konserven könnte ich auch ein anderes Mal holen. Nun der letzte und vielleicht wichtigste Schritt. Ich ging ins Funkbüro. Die großen, festen Funkgeräte waren tot, ohne Strom funktionierten sie nicht. Die Kleineren, doch auch schwer Beweglichen könnten aber noch intakt und einsatzbereit sein, sie hatten die Stromversorgung eingebaut. Nervös schaltete ich eines derer an. Ich weiß nichts über das Funken, und hoffe einfach auf das Beste. Es knackt. Es raschelt. Es brummt. Aber kein Zeichen menschlichen Einflusses. Ich drehte an diversen Rädchen, schaltete es aus und wieder ein, versuchte ein anderes. Kein Erfolg. Nur monotones Geraschel. Enttäuscht musste ich mich geschlagen

geben. Wenn ich so drüber nachdenke, habe ich eh kaum was anderes erwarten können.

Aus letztem Erinnerungsdrang ging ich noch einmal in den großen Saal. Hier in diesem lauten, schlecht ausgestatteten Speisesaal mochte ich es nie, und es gab nie eine Zeit am Tage, an dem er wirklich leer war. Nun war es auch hier totenstill. Und sauber. Die Tische waren noch frisch abgewischt, der Boden gefegt. Das Besteck und die Tablettts gut sortiert und ordnungsgemäß eingeordnet. Auf allem lag nur eine winzige Schicht vereinzelter Staubes von den nun vier Tagen, in denen keiner hier gewesen ist – wahrscheinlich nicht.

Abgesehen von der Stille kam mir noch etwas ungewohnt, regelrecht falsch vor. Ich brauchte einen Moment, um zu realisieren, was es gewesen sein sollte. Ich warf einen Blick auf die Stirnseite des Saales, wo das große Porträt Marx' hing. Besser: gegangen hatte. Die Nägel hingen



in der Wand, wie sie es immer taten, doch an diesen nicht das Bild. Dachte ich nicht damals, am letzten Tag vor dem Untergang, er blickte verbittert drein? War da etwas dran? Oder verliere ich allmählich den Verstand?

Ich wollte gehen, mir wurde das alles zu viel. Ich konnte mich über einen erfolgreichen Beutezug freuen, das sollte nicht von düsteren, mystischen und wahrscheinlich unnützen Gedanken überschattet werden. Ich ging, arretierte die Tür, sodass sie weder geschlossen ist noch aufgehen könnte, mit Steinen. Ich vergaß meine Fürchte, freute mich meiner Beute und des abendlichen Waldes. Die Vögel leisteten mir Gesellschaft und lobpriesen mich für meine Tapferkeit, dafür, dass ich den Mut nicht verliere, und niemals verzweifle. Ich habe mir nie auch nur einen Moment



genommen, über dieser ganzen Misere im Selbstmitleid zu versinken. Nicht eine Träne habe ich vergossen wegen meines Verlusts.

Die Straße beschrieb eine Kurve, und hinter dieser kam die Stadt in Sicht. Mir wurde klamm, die Angst kam wieder. Sie kam wieder wie an dem Morgen, als ich zum Gemüsehändler wollte, und jenseits dessen. Ich blieb stehen, atmete schwer. Meine Hände bluteten den kalten Schweiß hervor und machten den Griff der Waffe rutschig. Ich stand nur ein paar Meter außerhalb der ersten Häuser, und konnte nur eine Handvoll Meter in die Siedlung blicken, dann versperrten die Häuser an der Seite der Straße den Blick. Die Bäume noch in meinem Rücken, hätte ich noch Mut finden müssen. Tat ich aber nicht.

Ich schloss die Augen, zählte bis zehn. Ich öffnete sie wieder, wollte weitergehen. Ich tat nur einen Schritt. Wieder schloss ich sie, zählte bis zehn, zählte ein weiteres Mal bis zehn. Ich schluckte, öffnete ganz langsam die Augen, entsicherte die Kalaschnikow. Geladen, entsichert, im Anschlag ging ich nach vorne, ein Schritt nach dem anderen. Ich ging vor wie in der Ausbildung, ich hielt mich an die Wand und lief langsam weiter, Finger am Abzug, Visier nach vorne. Stück für Stück, Straße für Straße tastete ich mich mit rasendem Herzen vor.

Jedes Rascheln der Büsche, jede Windböe versetzte mich für einen Bruchteil einer Sekunde in Panik. Ein- oder zweimal ging ein Schuss los, ausgelöst von meinen zitternden Händen. Irgendwie und irgendwann erreichte ich die sichere Wohnung.



**Wednesday, 13<sup>th</sup> June 1962**

“Do we really have to do this, Linnea?” Nacona asked with a sigh. “My feet are already aching and we have enough food back at home.”

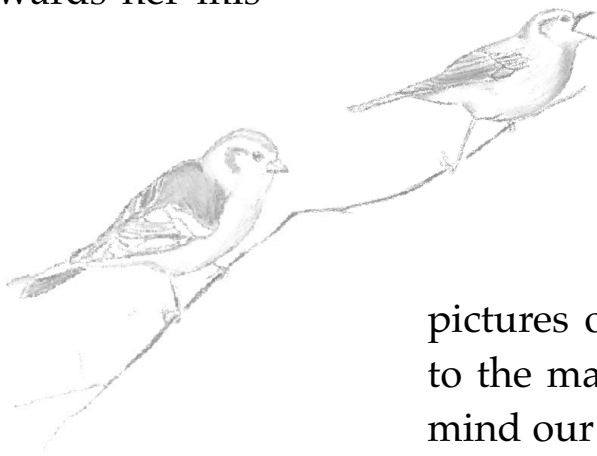
*‘Home’ . . .*

“Not for ever though. We need to practice hunting before we run out.” Nacona made some noises of complain but trotted on anyways. I would never have imagined her coming along to an outing of this kind a week ago, but in our new dire circumstances she had grown a lot less rebellious and annoying. Still, I had a sneaking suspicion that this peace wouldn’t last for long.

Thus, we were making our way deeper into the forest. Birds were singing merrily, shafts of sunlight were breaking through the leaves, casting dappled patterns on the floor ahead and a pleasant breeze swept through the woods. We must have made a comical sight, clad from head to toe in the best survival gear we could find on our way to the forest (which didn’t mean it was fitting well).

“Why are we even wearing this?” asked Nacona gesturing towards her mis-

matched clothes. “If there really are deer in this forest like you claim, I’m sure they won’t care what we wear.”



“The guide booklet had pictures of deer and rabbits printed next to the map of the forest. And they won’t mind our clothes as long as they don’t see us, which is kind of the point of this outfit – not being seen.”

I spoke confidently, yet I wished that at least half of the confidence I always tried to display was rooted in reality, as in fact I had no real idea on what I was doing, and I still don’t. But someone has to put on an optimistic face, right? When it came to survival and

hunting, my knowledge was limited to a brief flip-through of Hammond Jones' "The Essential Skills of Wilderness Survival", the only English book on the subject I was able to find in the local library.

Our father could have taught me a thing or two, as well, as he had often gone hunting with our grandfather in his youth. In his later years, he couldn't be called an avid hunter anymore, however once a year, when we spent a few days in the woods in our cabin, he went out hunting for game. He would usually bring back a rabbit or a duck and mum would prepare a nice stew out of it. Once, six or seven years ago, when father deemed me old enough, he took me with him. Already then, his weapons had fascinated me and even though I wasn't allowed to handle a firearm myself, I watched him thoroughly and listened to his instructions with great care. Happily, I found myself remembering most of it when I went out to practise after plundering the local hunting shop on the way back of my sightseeing trip. Unfortunately, the fine intricacies of hunting itself had mostly faded away over the years. Most of what I can remember is me crying for most of our way back after he had shot a big fluffy rabbit, 11-year-old me would have rather kept as a pet. Therefore, I had to be content with old Hammond's preaching.

Still, in other respects, my exploration of the library had been much more successful, for I came home with a basket full of books, of a much more intriguing sort. And it's one of those places, just like the forest, where the silence doesn't seem wrong; where I am just at ease and can forget all of the trouble for a moment.

Deeper into the forest we came across what I was looking for. Some children, probably, had built a small tent out of thick branches, resembling an Indian tipi. Its opening was partially covered by a fallen tree, conveniently hiding someone lying in the shelter. "This is perfect."

"Is it?" Nacona asked, doubt in her voice.

I convinced her that it indeed was, after agreeing to pad the floor with some thick moss, which even made the entire thing a little comfortable, good enough at least to wait for some unfortunate animal to come by. And wait we did.

“Was that just a raindrop?” Nacona asked breaking the silence.

I looked up to the sky, which had taken on an unpleasant shade of grey again, hiding the sun above. “I didn’t feel anything.”

“Yeah, you did! Are you dumb? See, IT’S FALLING on your FACE!”

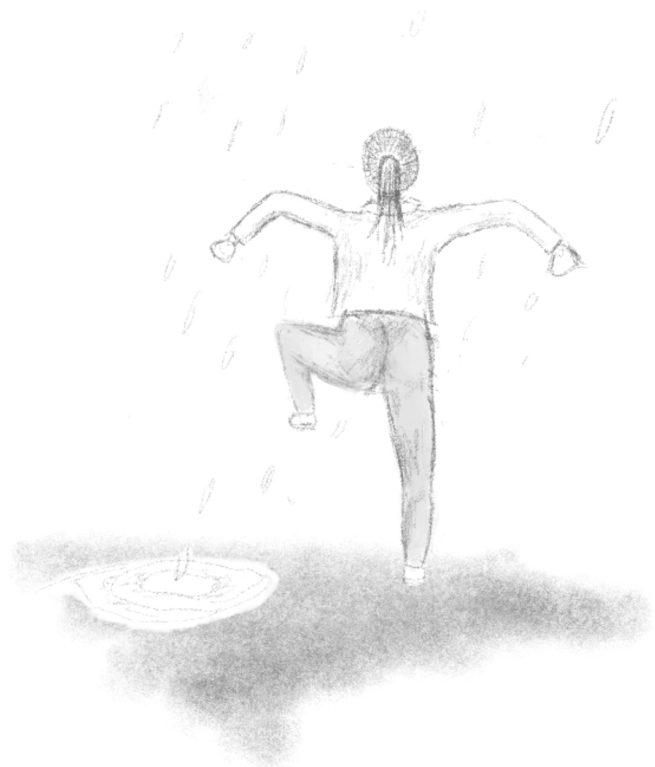
*Well, where did this come from?*

Nacona stepped out of our hiding spot, holding her open palms into the air. “Rain,” she determined once again, perhaps to prove her right for good. “Why IS IT FUCKING RAINING AGAIN? You really CAN’T HAVE SHIT in Germany. First everyone has to disappear and we will probably die in a month or two – fine then, no problem at all, BUT can’t there be ONE day – only one day without some rain pissing down us? It is S U M M E–”

“Ssshhhhhh,” I hissed at her.

“WHAT?!”

I nodded over to my right. Nacona fell silent. In the distance of the forest a deer was strolling through the bushes. It had a careful air to it; thus, it was a wonder that it hadn’t noticed us. *Probably deaf, the poor thing.* I drew Nacona back into our little cove. She snappishly shook of my arm, but gave in nevertheless.



My rifle was lying next to me ready to be used. *Concentrate. Breathe.* Hesitantly, I reached for it. *I practiced for this. Now or never – before the rain grows stronger.* It would be a doable shot, even for me, who had barely started practising, at least so I believed in my somewhat unfounded confidence. *But what if I don't hit it the right way and it lays there– “Baaaannngggggggg”*

I flinched in surprise.

“Useless crap,” Nacona complained, tossing her small handgun to the ground.

“What the hell are you doing!?”

“What does it look like? I'm getting us some lunch,” she said, darting after the deer. *Did she get her hands on that wine again or is she just that stupid?* “Only use it in extreme danger,” I had insisted, after explaining to her how it functioned. I should have known that she wouldn't have the patience for hunting, but it was already too late and I had no choice but to follow her. She had a good lead, the deer, however, had a better one and was soon lost in the distance. Like a maniac Nacona ran after it, screaming like a warrior and wildly swinging her knife in the air. She would have blended in perfectly amidst a horde of Vikings. *Mental note: Stop giving your little sister deadly weapons.*

Still, it was definitely understandable that she had to blow off some steam after the last few days. I cannot blame her for that. And overall she has herself together surprisingly well for the situation we are in. She is trying to put on a strong face and so am I. How I would love to go off screaming like her, to complain about how bad we have it, but where would that lead us, if the eldest were to let themselves go like that.

I finally caught up with her nigh the edge of the forest. The deer had vanished far into the forest on the other side of the road.

“At least scared that fucker for good,” Nacona said with satisfaction. “Let’s go home and get out of these clothes. I for one am ready for some lunch.”

**Mittwoch, der 13.6.1962**

Ich kann das nicht mehr. Wird die Angst noch größer? Wird die Agonie noch unerträglicher? Werde ich immer mehr zum Wahnsinnigen?

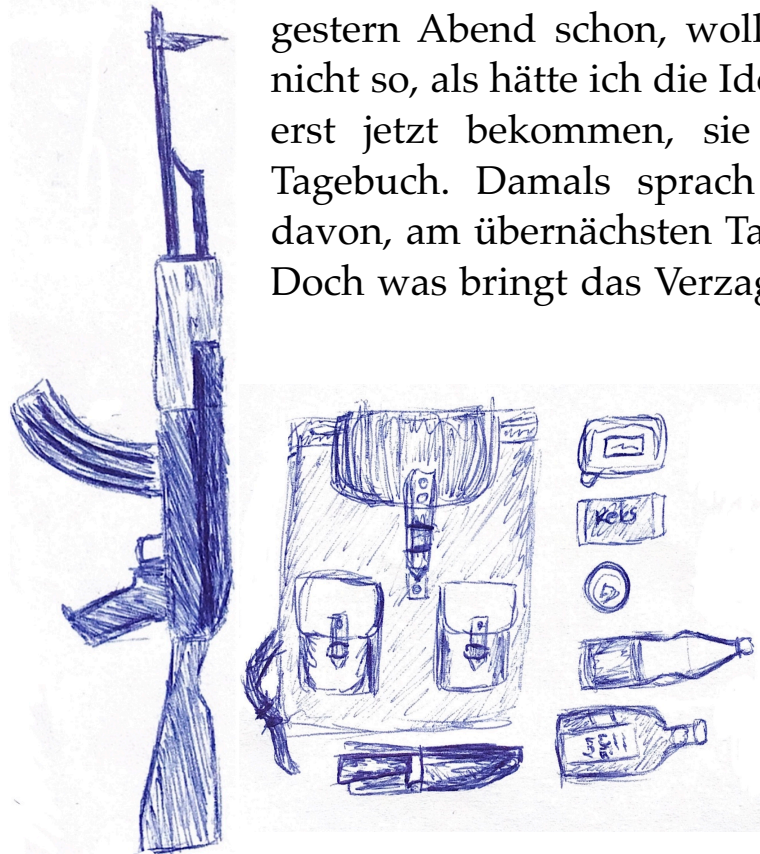
Mir bleibt nichts anderes übrig. Eigentlich wusste ich es gestern Abend schon, wollte es aber nicht wahrhaben. Es ist nicht so, als hätte ich die Idee, der Stadt den Rücken zu kehren, erst jetzt bekommen, sie stand ja schon hier in meinem Tagebuch. Damals sprach ich aber vom Vorbereiten, nicht davon, am übernächsten Tage schon alles hinter mir zu lassen. Doch was bringt das Verzagen? Wenn ich hier nicht allmählich

den Verstand verlieren will, muss ich hier raus. Wohin? Das zu fragen ist es nicht wert, „raus“ soll vorläufig als Antwort genügen. Wie? Schon interessanter. Am leichtesten ist natürlich dies: ich nehme meinen Rucksack, meine Waffe, Proviant, alles, was mir nützlich erscheint, und die Beine in die Hand. Würde das reichen? Würde ich das schaffen?

Es scheint mir riskant, ich könnte vielleicht nicht alles mitnehmen, was ich bräuchte, und ich würde ungeschützt sein. Unterkunft brauche ich also und ein Zelt ist einerseits sehr klobig und unhandlich, was den Transport erschwert, andererseits habe ich keines hier. Ich müsste also nochmal zurück in die Kaserne.

Wenn ich nun aber in die Kaserne gehe, warum dann nicht von ihr weggehen mit Stil? Wenn die Garagen schon wie durch ein Wunder offen stehen, dann sollte man sich da ja bedienen können.

Ich nahm alles, was sinnvoll erschien. Essen, Decken, Lampen, Bücher, kurzum, alles, was ich nicht vermissen möchte. Es war





schwer und viel zu tragen, aber es musste so sein. Zurückgehen werde ich nicht.

Für den Schmerz des Abschieds ließ ich keine Zeit. Die Tür öffnete sich, sie schloss sich wieder. So still wie davor. Nur, dass die Stille für Monate, Jahre, vielleicht für die Ewigkeit ihre unhörbaren Tiraden in die harte Welt hinausschreien möge. Es sei mir gleich.

Schwer zu tragen machte mich stumpf. Dieses Mal war die Furcht nur ein unausbleiblicher Schatten, sie beherrschte mich nicht – nicht ganz. In aller mir möglichen Ruhe ging ich. Ich ließ mein Leben, wie ich es kannte, vollends hinter mir. Was mir bevorsteht, wusste ich nicht. Alles, was ich wusste, waren Einsamkeit und der Kampf ums Überleben.

Der Himmel verdüsterte sich, während ich einer neuen Ära entgegenkam. Ich sah zum Himmel. Vielleicht würde es später regnen. Ich kam an der Kaserne an. Die Garagen standen immer noch offen, und die Steine an der Tür haben gehalten.

Das Fahren von den Militärfahrzeugen war kein Teil meiner Ausbildung, aus legalen Gründen. Daher kannte ich die Garagen nur flüchtig und den Fahrzeugbestand fast gar nicht. Nicht ganz so legal, dafür umso erfolgreicher war aber die inoffizielle Ausbildung von unserem Freund Jan „Heini“ bei den Panzerfahrern. Ein Auto oder ein LKW ist zwar etwas anderes als ein T-54-Kampfpanzer, aber Heini hatte versichert, dass die Kontrolle über ein dutzende Tonnen schweres Objekt, dessen Fahrer fast blind ist, durchaus anspruchsvoller als ein niedlicher vier-, sechs- oder auch achtradriger Wagen sei – und die habe ich mir recht rasch aneignen können. Sollte ich vorsichtig fahren, müsste es machbar sein.

Ich öffnete das angelehnte Tor zur Halle 1. Ein überwältigender Anblick diverser Halbkettenfahrzeuge, Späh- und Schützenpanzer bot sich mir. An der hinteren Wand standen säuberlich aufgereiht Regale und Schränke voller Ersatzteile, Reifen, Schläuche und Werkzeug. Direkt vor mir war eine relativ große freie Fläche, vermutlich für Reparaturen. Die massigen, majestätischen Gefährte waren beeindruckend, und ich lief ein paar Minuten

ziellos durch die Halle, verzaubert von ihrer gewalttätigen Schönheit.

Ich musste mich besinnen, Panzer zu bestarren ist nicht der Grund, warum ich hierher kam. Ich steckte die eine oder andere Schachtel Nägel und Schrauben ein, zwei Hämmer, eine Säge und ein wenig Kleinkram. Die Fahrzeuge hier waren zwar wunderschön, aber zweckdienlich wäre keines von den. Ich werde weitersehen müssen.

Die Halle 2 verbarg die Hauptkampfpfpanzer. Knapp ein halbes Dutzend T-54 und ein paar ältere T-34/85 ruhten in Reih und Glied und harrten ihres Schicksals. Dieses würde wohl niemals das Schlachtfeld sein. Dieselbe Vorgehensweise wie in Halle 1; ein Kampfpfpanzer ist noch unpraktischer für mich.

Noch zwei weitere Hallen. Bei der Dritten öffnete ich die Tür und sah mich um. Nach Sekunden war die Entscheidung nach meinem Gefährt gefällt. Ein bildschönes Meisterwerk der Mechanikerkunst. Hinter einem Stabswagen, der kaum in der Lage war, ihn auch nur ansatzweise zu verbergen, stand ein grüner Tatra 138. Dass er auch in der NVA verwendet wurde, war mir neu. Später sollte ich noch anhand eines zwischen die Polster gerutschten Handbuchs erfahren, dass er tatsächlich ein eher untypisches Gefährt war, auch wenn er schon hier und da Benutzung fand. Umso froher konnte ich sein, dass dieser lange,

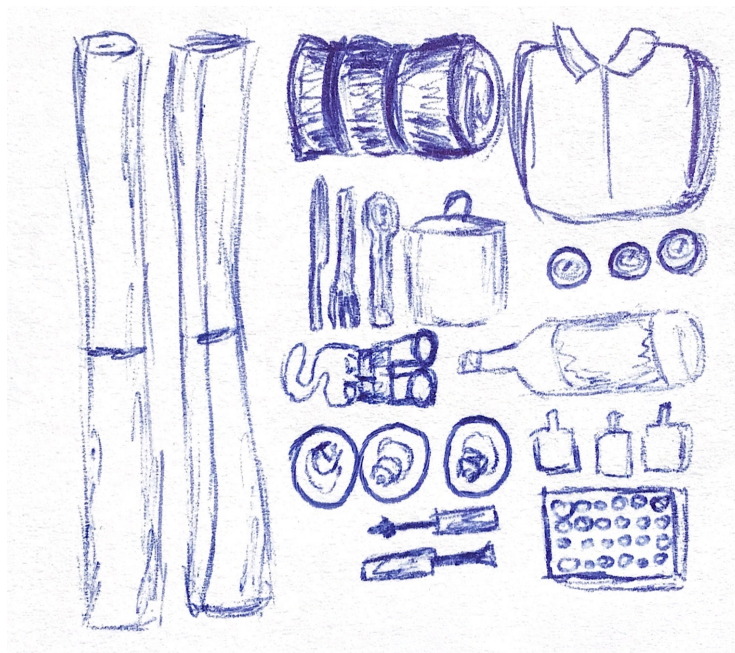
hohe, unglaublich geräumige Laster mir nun völlig zur Verfügung stand und auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sein wird. Mit diesem Gerät brauchte ich keine Sorgen ums Packen machen: selbst wenn ich jedes zweite Zimmer der gesamten Kaserne ausräumen und in diesem siebeneinhalb Meter langen und zweieinhalb Meter breiten und hohen Laster



einlagern und aus lauter Freude aus dem Zoo zwei Löwen und einen Eisbären mitsamt Käfigen hineinbringen würde, könnte ich immer noch darin Walzer tanzen.

Ich packte das, was ich bereits zusammengesammelt hatte, in die riesige Ladefläche. Mit der großen, hohen Plane, die die Ladung vor Wind und Wetter schützen soll, wirkte es wie das Zelt eines Feldlazarets – groß, sicher und offen für alle in Not. Ich konnte mein Glück noch kaum fassen, einen solchen Fund gemacht zu haben. Hiermit werde ich nicht nur einen fahrbaren Untersatz haben, nein, ich habe ein mobiles Großlager mit angeschlossener Unterkunft.

Noch ganz freudetrunken lief ich ein letztes Mal durch das Hauptgebäude der Kaserne. Ich konnte nun alles mitnehmen, was immer mir sinnvoll erschien. Karten, Kerzen, Dosen, Flaschen, Munition, Kleidung, Kochgeschirr, Decken, Ferngläser, Werkzeuge,



Schnaps verschwanden in meinen Taschen und kurz darauf im gemütlichen Zwielight des Tatra. Eine Flagge hängte ich an die Blechwand des Fahrerhäuschens. Auf sie will ich nicht verzichten. Auch unter gewissem Aufwand fand ein Funkgerät seinen Weg in den Wagen, mehr aus blinder Hoffnung als einem echten Sinn. Der restliche Platz wurde von Dieselkanistern ausgefüllt. So waren auch

meine gestrigen Zweifel bezüglich der zu wählenden Waffe unnütz geworden: auch hier nahm ich mit, womit ich umgehen konnte, als auch, was ich erlernen wollte.

Der letzte Schritt war das Tanken. Mit einem der übrigen Kanister voll Diesel aus Halle 4, von der ich dann sah, dass sie ein Öl-, Diesel- und Benzinlager war, an meiner Seite lief ich in die Halle mit meinem Tatra. Er sprang an. Eine tiefe Zufriedenheit machte sich breit. Gas, Bremse, Schaltung? Wirkten logisch auf mich, wenn ich einen Panzer fahren kann, dann sollte auch ein Laster gehen. Ich legte den ersten Gang ein, tippte aufs Gas. Und brumm. Gemächlich zuckelte ich aus der Garage und über den Hof. Jetzt hält mich nichts mehr auf.

Doch wohin sollte ich fahren? Jetzt, wo alles vorbereitet ist, reicht die Antwort „raus“ nicht mehr. Der Wagen rollte aus und blieb ein paar hundert Meter außerhalb der Kaserne stehen. Ich holte die Landkarten hervor, warf einen Blick auf jedes Detail. Gedankenverloren strich ich mit dem Zeigefinger über das robuste Papier. Eisenach? Mühlhausen? Was sollte ich denn da? Wenn es da nicht solche Zustände gibt wie hier, sollte ich doch mittlerweile gefunden sein. Dasselbe für alle anderen Städte in der Umgebung, größere wie kleinere. Dass ich auf Rettung aus einem kleinen Dorf oder auch einer Stadt vom Land hoffen sollte, erschien mir zu unrealistisch, als dass ich tatsächlich alle Ortschaften in mehreren Kilometern Radius durchsuchen sollte. Und sollte ich wirklich hunderte Kilometer gen Osten, nach Berlin, Warschau, gar Moskau fahren in einer Hoffnung, die auf nichts fußt?

Mehr zufällig als bedacht zog mein Finger über eine Karte. Mein Blick folgte ihm. Er landete nicht weit entfernt von hier, kaum zwei Dutzend Meilen entfernt. Interessant, wo er mich anscheinend haben will. Es wäre nicht meine erste Wahl gewesen, auch nicht mein erster Gedanke, doch nun, wo ich es vor mir sehe, finde ich die Idee nicht übel. Das Besondere daran: Eine Mauer steht zwischen mir und der Stadt Kassel.

Es begann zu regnen, als ich den Weg in den Westen einschlug. Ich fuhr langsam und vorsichtig, doch bald mit zunehmender Zuversicht. Auf den leeren Straßen musste ich mir keine Sorgen machen um andere Wägen, etwas, wofür ich sehr dankbar war, würde das nicht heißen, es gäbe noch jemanden. Es fiel mir leicht, sich ans Fahren zu gewöhnen, und bald zischte ich mit 60 km/h über die Landstraße. Ich war guter Dinge, summte leise vor mich hin. Etwas von Frank Sinatra. Es ist schwierig, hier etwas von ihm zu bekommen, aber ein alter Schulfreund hatte es damals geschafft. Ich kannte den Titel nicht, aber ein paar Zeilen des Liedes. Meine Englischkenntnisse waren dank meinen Eltern den meisten weit voraus. Ich bin froh, bei Bedarf den Feind wenigstens ansatzweise verstehen zu können. Wie sich zeigen sollte, würde diese Fähigkeit bald nicht nur wichtig, sondern regelrecht lebensverändernd werden. So fuhr ich und sang leise:

„Wherever you go, my heart will go too  
What can I do?  
It only wants to be close to you“

Der Weg führte einen kleinen Hügel hinauf, und da war sie dann. Viel von ihr gehört, sie selten zu Gesicht bekommen und noch nie überquert: die Mauer, die uns vom Rest Deutschlands trennt. Seit ihrem Bau vor ein paar Jahren habe ich noch weniger vom Westen mitbekommen als das Spärliche davor, und ich war froh darüber. Ich bin froh, so wenig wie möglich mit dem sinnlosen Materialismus und dem unbändigen Kapitalismus zu tun zu haben, und habe nichts außer Verachtung für die da drüben übrig.

Es ist enttäuschend, dass die Menschen für schnöden weltlichen Wohlstand und kurzweiligen Hedonismus alle Hoffnung auf eine bessere Welt fahren lassen. Sie stürzen sich in einen Wahn, eine Ekstase, die sie in komatösen Schlaf lullen wird, bis sie schmerzhaft aufwachen werden. Sie sehen nicht, dass die zeitweiligen Ketten irgendwann ein Segen sein werden. Die Krähen fressen zunächst mit den Geiern, nur um schließlich selbst das Futter zu werden.

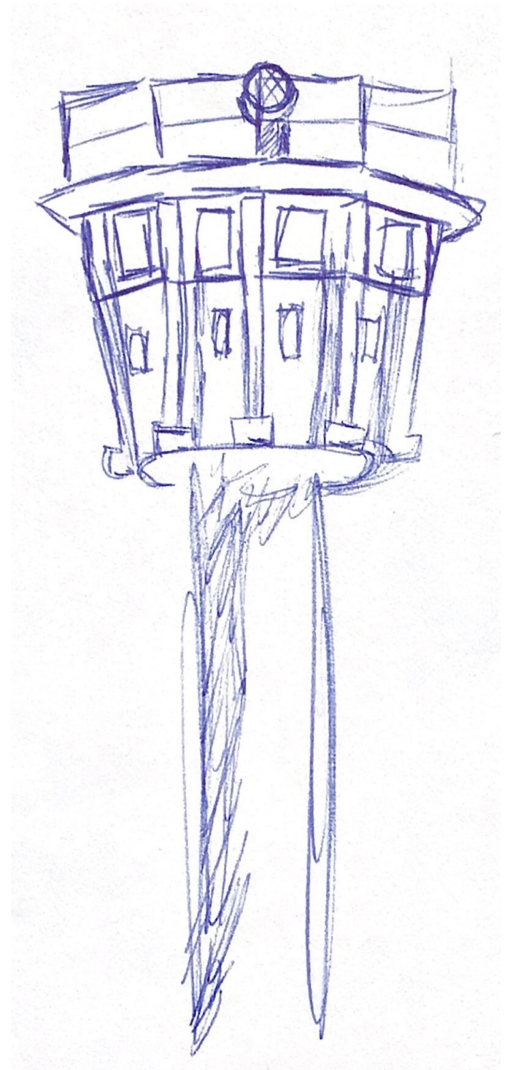


Doch jetzt scheint der Weg über die Grenze das einzig Sinnvolle zu sein. Ich fürchte, ich könnte hier Antworten finden. Antworten, die vielleicht die Grausamkeit des Feindes besser zum Vorschein bringen könnten als alles, was je zuvor geschehen ist. Meine AKM liegt bereit.

Es war ein ungewohnter Anblick, die Wachtürme unbesetzt zu sehen. Kein Wachtposten steht an der Schranke bereit, keine Patrouille marschiert am Stacheldraht vorbei. Ich konnte mich also ungehindert selbst durchlassen. Die Flagge des einzigen Deutschlands wehte noch ungetrübt am Turm. Doch sonst war kein Zeichen des Lebens da, weder auf der Seite des Sozialismus noch auf der des Kapitalismus.

Ich hielt an, stoppte den Motor. Ich atmete durch. Was hatte ich nicht schon alles hinter mir... wenn aber das eine Reihe weiter Schritte gewesen sein sollte, steht nun ein Weitsprung wenige Meter in Form von endlosen Strängen Stacheldraht und weiten, hohen Platten Beton vor mir. Getan werden musste er jedoch umso mehr. Ich stieg aus und zog meine Kapuze gegen den prasselnden Regen locker über den Kopf. Die Schranke war mit einer Kette gesichert, doch nichts, was sich nicht mit einem Bolzenschneider öffnen ließ. Es knackte, dann schwang sie auf. Der Weg in die neue Welt stand offen.

Bevor ich mich überzeugen konnte, die letzten Schritte in den Westen zu gehen, wollte ich noch ein letztes Mal meinem alten Land den würdigen Respekt zollen. Statt wieder einzusteigen, lief ich links von der Straße herunter und am Antifaschistischen Schutzwall entlang, zur Rechten den Zaun, zur Linken grüne Wiese und weiter hinten lichter Wald. Ich ging einen oder zwei Kilometer. Ich legte



die Kapuze ab und ließ den Regen auf mein Gesicht fallen. Ich dachte, ich würde hier in Erinnerungen schwelgen, ich würde an all die Dinge zurückdenken, die mich mit meinem Land verbinden und die ich jetzt vermissen würde. Doch es blieb aus. Ich dachte nur an das Lied von Sinatra. Und daran, dass auch der Westen hier und da ein paar Annehmlichkeiten bieten konnte.

Zurück am Übergang genoss ich, an den Tatra gelehnt, noch ein Glas Wodka. Whisky wäre besser gewesen, erschien mir aber unangebracht. Meine Wunde begann, leicht zu pochen. In der Ferne grollte es, jedoch nur ein- oder zweimal. Ich sah zurück auf Felder, Haine, Dörfer, weiter hinten ein See. Das alles in strömenden Regen getaucht, hatte es dennoch seine Schönheit bewahrt. Es ist keine imposante oder klassisch schöne Landschaft, aber sie war Heimat. Sie stand für Ruhe und Geborgenheit, für Zufriedenheit. Ob es drüben anders sein sollte?

Ich würde deutlich länger fahren als bis zur Grenze, der Weg von ihr nach Kassel war länger als von der Kaserne bis hierhin. Ich hielt oft an und musste auf die Karte gucken, bei jeder Abzweigung, auch schon, wenn es nur ein Feldweg sei. Es war ein sonderbares Gefühl, gerade von weiß nach schwarz gekommen zu sein, und dennoch sah alles gleich aus. Die Haine waren gleich, das Gras, die Hügel. Nur die Felder waren kleiner, dafür mehr. Als ich in den ersten Ort kam, änderte sich an diesem Gefühl nichts. Doch damit zerbrach auch meine Hoffnung: es wirkte alles tot, ausgerottet. Auch als ich ausstieg, rief, herumging. Nichts. Vielleicht war es auch besser so.

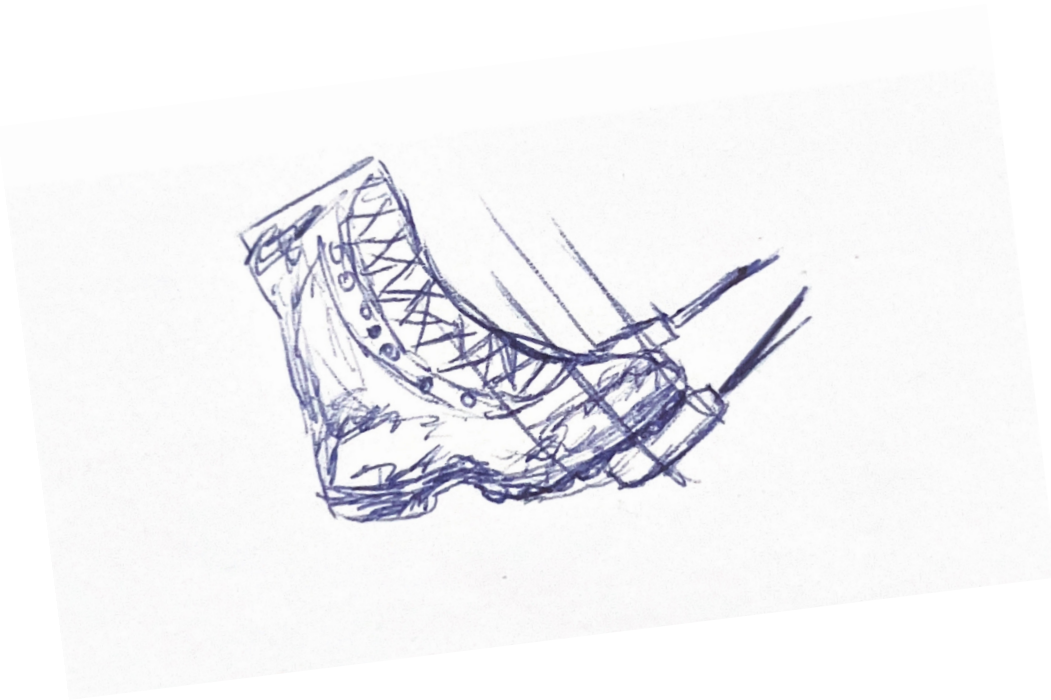
Die Straße führte durch einen Wald. Der Regen prasselte weiter, unerbittlich, aber das Grollen von vorhin war nur wie eine leere Drohung. Die Sonne stünde schon tief, wäre sie zu sehen. Es war eine gut asphaltierte Straße, kein Wunder, so führte sie doch auch direkt nach Kassel, einer der größten westlichen Städte der Region. Mittlerweile fragte ich mich nach dem Sinn dieses Unterfangens. Ich bin hierher gefahren, um andere Menschen zu treffen, und wenn es auch Feinde sind. Nun bin ich aber schon



lange genug gefahren, ich habe gesehen, dass auch die hier nicht verschont geblieben sind. Was sollte das Ganze dann noch? Ich denke, es ist so gut wie jeder andere Weg.

Was könnte denn dann der Grund für das Alles sein? Die NATO kann ich jetzt ja wohl kaum noch beschuldigen, es sei denn, sie und insbesondere die USA sind so grausam und würden auch ihre Verbündeten vernichten, nur für ihren Machterhalt. Aber sind sie so? Es sind doch auch Menschen, oder nicht? Und warum wären sie nicht längst gekommen, die Ammis und Tommys und sie alle? Und wie hätten sie das schaffen können?

Verloren in meinen Gedanken fuhr ich den Weg entlang. Der Wald war dicht, und die Bäume kerngesund. Man sah kaum zwei Meter weit in den Wald hinein. Ich fuhr um eine Kurve, blickte nach vorne. Und stieg in die Eisen.



## Still Wednesday, 13<sup>th</sup> June 1962

“What is that noise?”

“Hmm?”

The rain was pouring heavily again, beating hard against the asphalt of the road. Yet there was a dull, muffled sound to be heard.

*Behind us? Nothing. A little louder. Left of us? Only the forest. Closer. On the right? More trees. Louder. In front? Empty. Nearer. No, it's behind— “AWAAAYY!”*

Nacona had also noticed by then. Unfortunately for her, she seemed frozen in place; unable to react. Fortunately for her, she stood, though frozen, closely to my left, which got her caught up in my plunge down the slope next to the road.

Thus, we were falling down the incline, while the screeching of tyres briefly drowned out the drumming of the rain. On the steep descent I performed gymnastic feats I would never have dreamed myself capable of, such as a double-backwards roll. Nevertheless, the forest floor came as relief, as the slope, although softened by the rain, was littered with stones and pointy sticks.

*What happened? – A car! – Someone else. – Not alone. – Nacona. She had landed a few metres to my right but was beginning to get up. Still in shock, but otherwise fine, I decided.*

I looked up to the street. Sideways on the road there stood a truck. *Military*, I realised. Due to the steepness of the slope only part of it was visible, however its pattern and colour were unmistakable. *Friend or foe?* I was uncertain. *Where's my rifle?* A door snapped shut. *Where is it?* Panic overcame me. *Military. Are they looking for us. Rescuing us? Or— There the rifle.* It was still lying high up on the slope, its strap entangled in a small bush. “Nacona,” I whispered. She didn't seem to hear. Her eyes were fixed on the road. From around the truck a man emerged. He wore a sort of military attire, the strong rain and a hat were hiding his features.

*He has a weapon.*

“WER SEID IHR?” he shouted from the edge of the road, tentatively raising his rifle. My instincts told me to run, yet something made me hesitate. There was this irresistible curiosity, the need to wait, to see, to interact; the result of these highly unusual circumstances.

The soldier repeated his question, louder this time. He noticed the rifle lying just a few yards away from where I stood and steadied his aim on me, moving sideways until he was directly standing over me. *Shit.* Fear flooded my body. Time appeared to stand still for a moment. My body did not and could not move an inch.

“Phonk.” A rock hit the truck. *Nacona.* “Keep your gun off my sister,” she shouted. Startled, the soldier turned around in confusion. *Now’s the chance.* I briefly looked to my right. Nacona’s eyes and mine met in agreement: RUN!



“HEY, BLEIBT STEHEN!” The hunt was on. I heard the rumble of stone, dirt and branches accompanied by German curses as they rolled down the slope. *We have a decent lead. And we know this forest better.* All of this was true, yet what good would it do us? The forest was simply too large and we were too slow. That didn’t stop us from trying, though. We ran like we never had before, snuck behind bushes, feinted false turns, ducked under treacherous branches, pushed through the thicket, ignoring the thorns scratching our sleeves open. None of that kept our pursuer

far away. Occasionally he shouted something, however I was never able to understand. Throughout all, Nacona did her best to keep up, but her steps grew increasingly more distant, her breathing heavier. *What are we even doing? We should have just shown him that we are friendly . . . But what if he isn't?*

"Linnea," she called. Her voice sounded almost pleading. "I can't anymore." She was leaning heavily on a tree, her chest moving up and down. I myself noticed my heart beating up to my neck, a feeling I had never liked. "Have to keep moving," I managed to get out. The splashing of footsteps grew more distinct. "Come," said I taking Nacona's wrist. I hadn't even turned around again before my final try of escape was thwarted by a single root that thought itself important enough to stick a good five inches out of the ground, landing me a nice seat in a deep, muddy puddle. *Doesn't get much better than this.* Running was hopeless, thus, we let the soldier approach.

So, there we were: Nacona clinging to a tree, gasping for breath and me taking in the madness of it all on my wet cushion of mud. The soldier regarded us with suspicion, yet lowered his rifle. *A young man, I realised – half a boy rather, hardly older than me.* He probably had a realisation of a similar kind regarding us: *Just two drenched girls with silly-looking clothes. No danger.* Still, I did not weigh us in safety, looks could be deceiving. There was no need to fool myself, it was obvious that he held all the power.

I got up to my feet, to stand at least in some dignity, although that wasn't my main concern at the moment, as my eyes still rested on the tip of his weapon. Whether I also intuitively took a few steps backwards or not, I do not know, but the soldier seemed to sense my disquiet. He laid his rifle down at his feet and forced a smile. That was a relief. "Ich tue euch nichts," he said.

*I . . . do . . . will not harm you? – Could have said that earlier.* Nacona had also regained posture and moved over to my side.

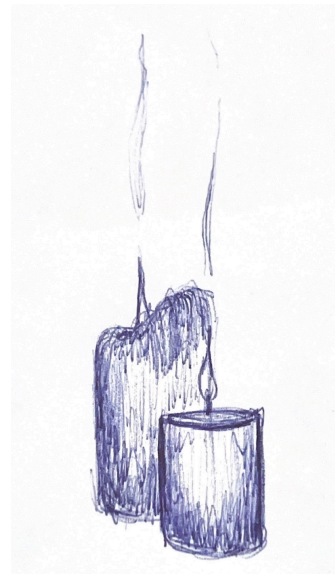
“Nach Kassel.” His arm pointed in some vague direction of the forest. *Kassel*. I nodded. “Ich kann euch mitnehmen.” Silence on our part. “Zum Auto.” *Auto, understood*. This time he pointed in a different direction. *He either has a really good sense of navigation or is just pointing to nowhere*. We would find out soon enough.

The unease, the concerns, the fear, the uncertainty, the suspicion; all of them were still there, however once more the demands of our condition triumphed. And after all, it would have been a bit awkward to just say goodbye and turn around . . . I exchanged glances with Nacona. She nodded.

And so did I.

## Weiterhin Mittwoch, der 13.6.1962

Der Abend ist noch kurz, aber die Ruhe zum Schlafen finde ich noch nicht. Ich schreibe lieber, bevor ich noch mehr Einzelheiten vergesse. Es ist bald Mitternacht, und ich sitze im schwachen Zwielflicht zweier Kerzen, die mir gerade eben noch das Schreiben ermöglichen. Ich bin in einer Ferienwohnung in Kassel und habe meine erste Nacht im Westen vor mir und den ersten Kontakt mit Ausländern aus der NATO hinter mir. Ich kann es nicht anders ausdrücken: der Tag war verblüffend.



Ich überfuhr sie fast, die zwei Engländerinnen. Als ungeübter Fahrer und unter dem, wie ich nun merke, unverantwortlichen Einfluss eines Glases Wodka als einzigen Begleiter fuhr ich in einem gefährlichen Bogen durch eine Kurve, brach in der unkontrollierten Vollbremsung Zweige und Äste ab und kam ins Schleudern. Der Tatra neigte sich, zwei Reifen verloren kurz den Halt, ich dachte: ‚Ist das das Ende?‘ Die Baumwand kam näher, die Mädchen auch. Dann Stille.

Ich glaubte sie unter der gewaltigen Menge an Metall begraben zu haben, die unter meiner unbedachten Gewalt standen. Ein Straßengraben aber rettete sie.

Der Tatra brummte bald darauf weiter, mit zwei Insassen mehr. Es waren zwei Jugendliche. Ihre Kleidung war beschmutzt und ihnen viel zu groß, aber sah wertvoll und hochwertig aus. Sie wirkten verschreckt, doch gab es keinerlei Anzeichen für Hunger, Krankheit oder Verletzungen. Ich kann es ihnen nicht übelnehmen, misstrauisch zu sein; anscheinend war ich der erste menschliche Kontakt, den sie seit Tagen zu sehen bekommen hatten, so wie sie für mich, und die erste Begegnung war keine gute. Ich überfuhr sie fast und lief ihnen dann im Wald mit meinem Gewehr in der Hand

hinterher. Auch wenn sie am Ende freiwillig einstiegen, vertrauten sie mir wahrscheinlich noch nicht.

Die Ältere, vielleicht meines Alters oder ein wenig jünger, saß auf dem Beifahrersitz und hatte die Jüngere fest umklammert auf dem Schoß. Sie hatte glattes, rotes Haar, das ihr knapp auf die



Schultern fiel und aus dem relativ spitze Ohren lugten. Sie war recht groß und von schmaler, doch durchaus stabiler und kräftiger Statur. Sie hielt die dunklen Augen starr und ausdruckslos auf dem Weg vor uns, die Jüngere beäugte mich zweifelnd. Sie wiederum war klein, auch dafür, dass sie wenig älter als halb so alt wie ich sein mag. Ihre blonden

Haare waren deutlich länger als die der anderen und in einem lockeren Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie sahen einander kaum ähnlich aus, und obwohl sie anscheinend einander sehr vertraut sind, glaube ich nicht, dass sie verwandt seien. Hätte ich nicht meine AKM in die Ladefläche gelegt, wären sie wohl beide nicht eingestiegen.

Wir sprachen nicht, nur gelegentlich murmelte die Ältere ihrer Begleiterin leise etwas zu. Es war zu leise, als dass ich verstanden hätte, was sie sagten.

Die Straße führte in die Vororte von Kassel. Ich fuhr langsam und hielt ein Auge offen für alle Details. Gebäude, Begrünung, Bewegungen? Es waren mehr Bäume, als ich es gewohnt bin, auch die Häuser wirkten reicher, es waren keine Plattenbauten oder verfallenden Häuser aus Kaiserzeit oder noch älter, wie ich es teilweise von der DDR kenne, aber keine außergewöhnlichen Besonderheiten. Es gab keinen Grund zur Annahme, es seien mehr Menschen hier. Ich blickte zu den Mädchen. Sie blieben still, sie schienen auch nicht zu wissen, wo wir waren.

Wir fuhren allmählich dahin, wo anscheinend die Innenstadt begann. Die Häuser wurden höher, die Bäume seltener. Keine



Reaktion von den Mädchen. Ich lenkte durch eine breite Straße, eine Kreuzung voraus. Ich ließ ausrollen, blieb inmitten der Kreuzung stehen. Zu allen Seiten hohe Gebäude und tiefe Straßen. Die Mädchen blickten mich erwartungsvoll an. Ich blickte zurück, fragend. Sie verstanden nicht. Ich gestikuliert, warf meine Arme zielsuchend in die Luft, sah mich demonstrativ um. Sie sprachen etwas, ich glaube vernommen zu haben, die Kleine heiße Nacona. Sie schienen uneins. Endlich ein letzter, herrischer Satz der Älteren. Dann Ruhe. Sie zeigte nach rechts, zögerte, dann ein weiteres Mal, entschlossen. Ich nickte, und der Motor brauste auf.

Wir fuhren an einem Park vorbei, durch langsam kleiner werdende Straßen. Wir schienen uns wieder in Richtung Vororte zu bewegen. Immer selbstsicherer wies die Ältere den Weg, sie schien nun zu wissen, wo wir sind. Ich versuchte nebenbei, dem Weg mit der Karte zu folgen. Ich musste es bald aufgeben.



Dann hieß sie mich anzuhalten. Wir waren in einer wohlhabenden, aufgeräumten Gegend. Die Häuser waren groß und sahen teuer aus. Sie drehte die Hand wie mit einem Schlüssel. Ich würgte den Motor ab. Es wurde still für einen Moment. Nur der Regen prasselte aufs Dach. Sie nahm Nacona und stieg aus.

Sie holten ihre Rucksäcke aus der Ladefläche und zogen die Mäntel über die Köpfe. Ob das wirklich gegen den Stromregen helfen würde, ist fraglich. Dreckig sind sie so oder so. Ich lasse meinen Mantel ohnehin bei Regen weg.

Sie gingen zu einem roten Haus mit hellgrauem Dach. Groß hing die Nummer 112 neben der Tür. Es war unverschlossen,

warum auch sollte man es jetzt noch abschließen? Sie winkten mich heran und traten ein.

In einem Vorzimmer legten sie ihre Mäntel und Schuhe ab. Es war eine gute, weite Garderobe, an die sie die Mäntel hingen. Sie schienen schon ein wenig länger Regen gehabt zu haben als ich drüben in der DDR; der Fliesenboden unter den Haken war noch feucht von einem Paar anderer Jacken, die ebenso noch feucht glänzten. Sie bedeuteten mir, es ihnen gleich zu tun.

Sie führten mich in ein Wohnzimmer. Es war gut eingerichtet, lediglich wirkte das Sofa ein wenig zu groß für den Raum. Ein großes Fenster eröffnete einem den Blick in den regenüberströmten Garten. Auf einem Couchtisch stand eine Schale mit fabrikneu verpackten Bonbons. Ein ungewohnter Anblick für mich, Bonbons sind sehr teuer. Wenn es welche gab, dann fast immer selbstgemacht.

Nacona setzte sich, ich selbst ließ mich auf einen Sessel nieder. Die andere stand unschlüssig an der Tür. Sie warf einen Blick auf eine Wanduhr, und dachte einen Moment nach. Dann mit schwerem Akzent und sehr langsam: „Hast du Hunger?“

„Danke für eure Gastfreundschaft, aber ich habe selber draußen was zu essen. Macht euch meinerwegen nicht mehr Mühe als nötig.“

Verständnislosigkeit als Antwort. Ich muss mich wohl mit meinem Vokabular zurückhalten. Ich wollte gerade neu anfangen, als sie erneut mit einigen Schwierigkeiten sprach: „Ich gehe zu Küche.“

„Nein, nein.“ Aber sie war weg. Zurück blieben ich mit einem schlechten Gewissen und Nacona mit einem abschätzenden Gesichtsausdruck. Eine oder zwei Minuten der Ruhe.

„So, you don't speak English?“ Nacona riss mich aus meinen Gedanken. Ich sah sie an.

„Was?“ Sie starrte mich mit hellblauen Augen an und wippte mit den Füßen.

„Nah, seems you don't understand.“

Mein Gedächtnis begann, sich auf die Situation einzulassen. Gebrochen und wahrscheinlich mit scheußlichem Akzent sagte ich: „No, I do. Please slow.“

Sie nickte, als hätte sie so etwas schon erwartet. Sie sagte etwas. Ich verstand nicht.

„Slow, please“, wiederholte ich.

Nun sehr langsam, ja fast genervt: „That’s good, it makes things easier.“ Unterhalb verständlicher Lautstärke murmelte ich noch „Nicht so slow“ und widmete mich lieber erneut dem Zimmer und meinen Gedanken.

Was soll ich nun tun? Wie bin ich hierher gekommen? Wer sind diese englischen Mädchen? Und noch besser: warum sind sie hier? Ich hielt es für besser, diese Fragen mit der Älteren, die noch immer lautstark in der Küche klapperte, zu klären. Ich diskutiere doch nicht mit einer vielleicht Zehnjährigen. So oder so, froh über Gesellschaft bin ich. Ob sie das erwidern, ist fraglich.

Sie erübrigte mir das Warten: „I am Nacona.“ Sie wies in Richtung der Tür, in der aus wir die Ältere zuletzt gesehen haben. „Linnea. We’re from Berkshire. You?“

Jetzt konnte ich mich ja kaum noch zurückziehen.

„Alexej. I am a soldier.“

Sie nickte erneut. „A pioneer, right?“

Hu. Sie ist nicht blöde. Umso peinlicher, wenn ich jetzt fragen würde, wo Berkshire ist.

„No, simple soldier. But the uniform is from a friend. He is pioneer. I am infantry, I don’t want to make holes.“ Allmählich ist mein Englisch am Ende. Hoffentlich vertieft sich das Thema nicht noch viel weiter.

Sie hob eine Augenbraue. „But that’s not everything a pioneer does, or am I wrong? I mean trenches are pretty neat, but what about mines or something?“

„Trench?“

„The holes in the ground people like you fight in. For protection.“

„Oh. Trench... Yes, we do call it Schützengraben.“

„Schuzengravn“, wiederholte sie langsam. Lautlos machte sie noch zwei-, dreimal die Mundbewegung nach.

„Schützensgraben. From ‚Schütze‘ and ‚Graben‘. ‚Fighter‘ and ‚hole‘.“

„So a hole for soldiers, is what the word says?“

„Yes.“

„I guess. Better than stupid ‚trench‘.“

Eine Gesprächspause entstand. Ein wenig merkwürdig, dass wir in dieser Situation über sprachliche Unterschiede und Schützensgräben sprechen. Irgendwo muss man aber seinen Anfang machen, nicht?

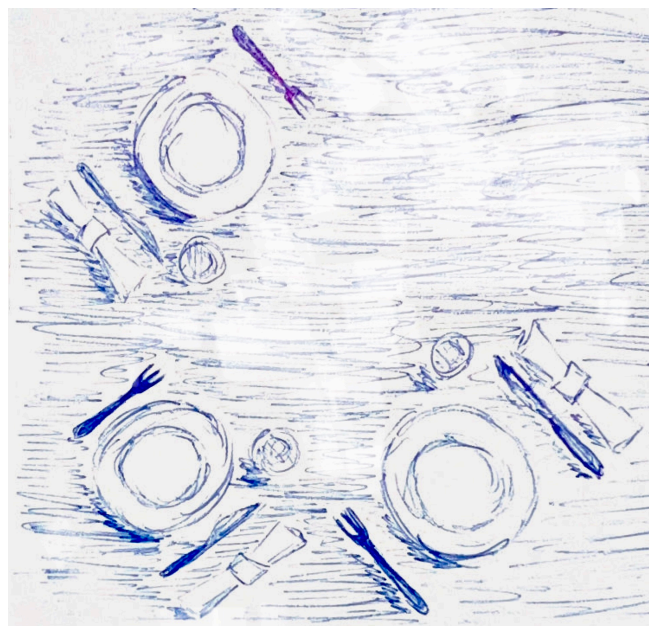
„And why are you here? Do you have our problem behind the border too?“, fragte Nacona nach einem Moment.

„Yes. But I think it is better when we speak about this with...“  
Ich gestikuliere mein kurzes Nachdenken über den Namen.  
„Linnea.“

Nacona schien damit zufrieden. Sie nickte kurz und damit war das Thema fürs erste erledigt. Bis Linnea dann mit einer Pfanne voll Rührei wieder in der anderen Hälfte des Zimmers, das Esszimmer, erschien, sprachen wir weiter über Pioniere, deren Gerätschaften und Ausrüstung.

Linnea stellte Teller und Besteck bereit und rief uns herbei. Sie schien von der Küche aus mitbekommen zu haben, dass ich zumindest im begrenzten Maße des Englischen mächtig bin, denn dies geschah in dieser Sprache.

„Have a seat and help yourself“, sagte sie und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Nacona blieb noch stehen und sah die Pfanne an. Sie sagte etwas zu Linnea, das ich nicht verstand. Der Tonfall war entnervt, vielleicht auch sarkastisch. Eine barsche Antwort. Dann zeigte Linnea herrisch auf den Platz neben ihr und Nacona setzte sich wider-



willig. Dann wandte sie sich mir zu: „You are not religious, are you?“

Ich schüttelte entschieden den Kopf. „No. Why believe in a two thousand year old fantasy book?“

Linnea warf Nacona einen Blick zu. „Alright, then we don't have to say grace.“

Damit begannen wir das Mahl. Ich tat einfach so, als wüsste ich, was das heißt. Nach dem ersten Bissen wusste ich, was in etwa Nacona eben wohl gesagt haben mag: Linnea konnte nicht kochen. Anders ausgedrückt: sie konnte kein bisschen kochen. Nada. Niente. Es war wohl ein Kommentar über ihre Bemühungen in der Küche gewesen.

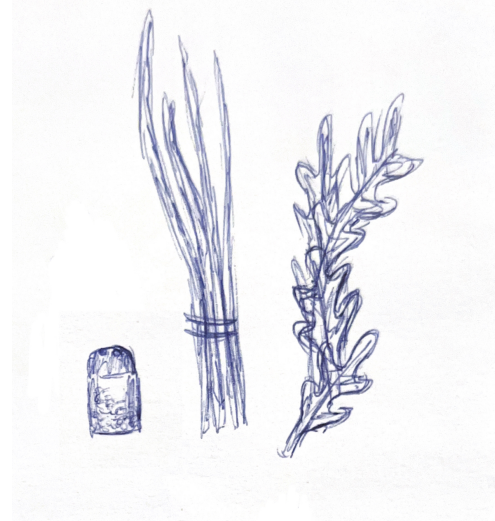
„Salt?“, fragte ich.

Auch Schnittlauch oder Rucola wäre gut gewesen, aber darauf könnte man noch verzichten. Zudem ist teilweise das Ei gar nicht wirklich verquirlt, und es ist weder ganz durch noch rechtzeitig gewendet. Dass es an einer Stelle noch fast flüssig war, kompensierte es durch seine schwarzen Stellen woanders.

Linnea blickte mich über den Tellerrand an. Dann schlug sie die Augen nieder und seufzte leise. Sie schien sich ihres vollständigen kulinarischen Unvermögens bewusst zu sein, aber hatte sich trotzdem freiwillig diesen Aufwand gemacht, um mir und Nacona etwas auf den Teller zu bringen.

Unsere Begegnung schien ihr noch wichtiger zu sein, als sie es mir ist.

Resigniert stand sie mit den Worten: „I think I saw a bit on the shelf“ auf und ging zurück zur Küche und kam mit einer Schachtel voll des weißen Goldes wieder. Sie reichte es mir und sagte: „I'm sorry, I am not too experienced in the kitchen. I hope you can forgive me.“



Ein echtes Armutszeugnis, dass sie sich ohne Nachdenken fürs Essen verantwortlich sieht und jetzt sogar um Entschuldigung bittet – bitten muss, so, wie sie wohl erzogen geworden ist. Leider sind auch wir in der Heimat noch nicht auf einem Niveau, das solchen gesellschaftlichen Rückstand vollkommen aufgelöst hat. Wenigstens gab es bei mir in der Familie alle möglichen Bemühungen, um die sonst noch vorherrschende Benachteiligung der Frauen, bei uns meine Mutter, zu minimieren.

„I will cook next time“, sagte ich und gab Linnea ein versöhnliches Lächeln. Sie hob die Augenbrauen. Damit hatte sie nicht gerechnet. „You can?“

„I can. I’m proud of this. My mother teached it to me.“

„Taught“, korrigierte Nacona und bekam eine leichte, symbolische Ohrfeige von Linnea.

„I’m sorry if this is stupid, but... you? I mean, you are a young soldier, I can’t really imagine. I hope I didn’t insult you here“, fügte sie hastig hinzu.

„You didn’t. I will do it. You’ll see. It’s common in my country that men cook.“ Es stimmt zwar nicht, aber wenn ich sie schon beeindruckt habe, dann kann ich mein Land ja in einem guten Licht stehen lassen. Auch wenn Frauen in Sachen Beruf den Männern wenig zurückstehen, bleibt die ganze Hausarbeit sowie Erziehung für gewöhnlich weiterhin in weiblicher Hand. Die Emanzipation endet da, wo die Hand des Staates endet und die individuelle Freiheit beginnt, wenn man solche Verhältnisse „Freiheit“ nennen mag. Zeigt das nicht, wie sehr insbesondere der Westen es nötig hat, die Freiheit des Einzelnen auch mal zugunsten des Größeren einzuschränken? Als ob diese scheußlichen kapitalistischen Verhältnisse nicht Zeichen genug sind...

„So does that mean that the housework is done by both men and women in the DDR?“

„Yes.“ Wie gesagt...

„And working? Jobs?“

Hier muss ich nicht mal lügen: „There too.“

Linnea war beeindruckt. Nacona schien zwischendurch das Interesse verloren zu haben.

Mit Salz, dem erneuten Braten der ungekochten Stellen und ein wenig Schnittlauch, den wir tatsächlich in rauen Mengen im Garten gefunden haben, ließ sich das Ei noch genießen. Während ich Linnea zeigte, wie man das Ei elegant wendet und das Grünzeug in einer angemessenen Geschwindigkeit schneidet, sprachen wir, soweit es mit der Sprache möglich war, weiter über die soziale Stellung der Frauen in der DDR. Auch hier muss ich gestehen, die Dinge ein wenig rosiger dargestellt zu haben, als sie tatsächlich waren. Später mussten wir noch Nacona finden, die sich unbeaufsichtigt davongestohlen hatte, um ein paar Scheiben einzuwerfen. Das läutete das Ende dieses bedeutungsvollen Tages ein.



Friday, 29<sup>th</sup> June 1962

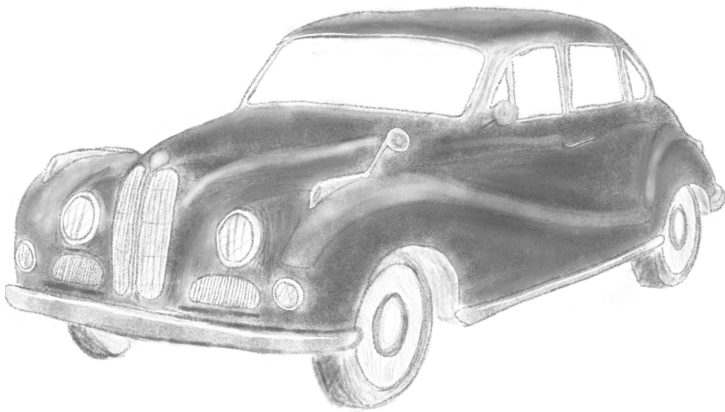
A warm wind whipped at my hair through the open window. The road opened up out of the city, free to my use. *Fourth gear now.*

"Just like that," Alex praised.

It was an exhilarating feeling, driving without a care in the world, the power of the engine at my fingertips. We had been practising for a few days now and although the start had been bumpy, I had quickly grown accustomed to stirring a wheel. And

what did it matter when you crashed a car or two against a lantern when you had the entire collection of a city at your leisure?

Our best find was a black BMW 501, the one I was driving. Alex had to smash in the window of the owner's house and searched for a good fifteen minutes



before finding the key. The search was worthwhile, though, as it truly is an exquisite model; something that I probably never would have driven, hadn't everyone disappeared.

I picked up the pace. Joy and the feeling of freedom flooded my body and my confidence in the driver's seat continuously increased. I took a brief glance at Alex. He nodded in approval. He himself hadn't been driving for long and didn't have an official instructor, but still, Alex was a good teacher. At first, he was a little wary, mostly teaching from outside the car. "Can observe better," he had explained, but I am sure he was just scared of me running the car into a tree. And looking back I can't quite blame him for that.

We aimlessly cruised around for some more time, however, as always, we made sure to not venture out too far. As none of us were familiar with the area, we had already gotten lost a couple of times

in my “driving lessons.” At first, I had assumed Alex to be from a nearby village or something, but by the time we reached his truck we had learned otherwise. I could have probably guessed by the look of his uniform, but there are more important things than that when being chased by an armed soldier. This hadn’t exactly eased my concerns on the way back, but here we all are, safe and sound, right?

Once we all had gotten a little more comfortable with each other, Alex apologised deeply for this whole incident. He admitted to having drunk a little too much when alone and therefore hadn’t entirely been in his right mind. I can’t imagine how it must have been for him, being completely alone. Nacona and I, at least had each other. Why? I don’t know. Perhaps whatever caused this wasn’t cruel enough to tear siblings apart . . . anyhow had I been entirely on my own, I would have probably already lost my mind.

And there must be more lost souls like we had been, somewhere out there. If we had come across Alex after just a couple of days, it can’t be too difficult to find more people. Living together – while our beginning had been a little bumpy and at times a tad bit awkward, one could say – finding someone lost like yourself had made the days a lot more bearable and offered hopes for a brighter future.

Thus, we had decided that we would go out and look for more people, to help them get out of the loneliness we had been in and hopefully build a small community. Now, with two of us driving and Alex having found a good stack of signal rockets, we should be able to cover a sizable distance. And there was no good reason to stay in Kassel for ever. It’s not like it held much sentimental value for any of us. Nonetheless, today we did return and we probably still would for a week or two more.

“Not much more I can teach you,” Alex said once I turned off the engine, the car parked in the driveway.

“Danke,” I responded “Für the . . . lessons?”

“Stunden. No problem.”

*Stunden . . . Doesn't that mean "hours"? I guess it's hopeless.*

I had practiced a few more words of German and tried to sprinkle them in whenever I could, but we held on to our early conclusion that English would be the better way of communication. And the more time Alex spent with us, the more fluent his own English became.

“Car is still intact, I see,” called Nacona, seated on the balcony.

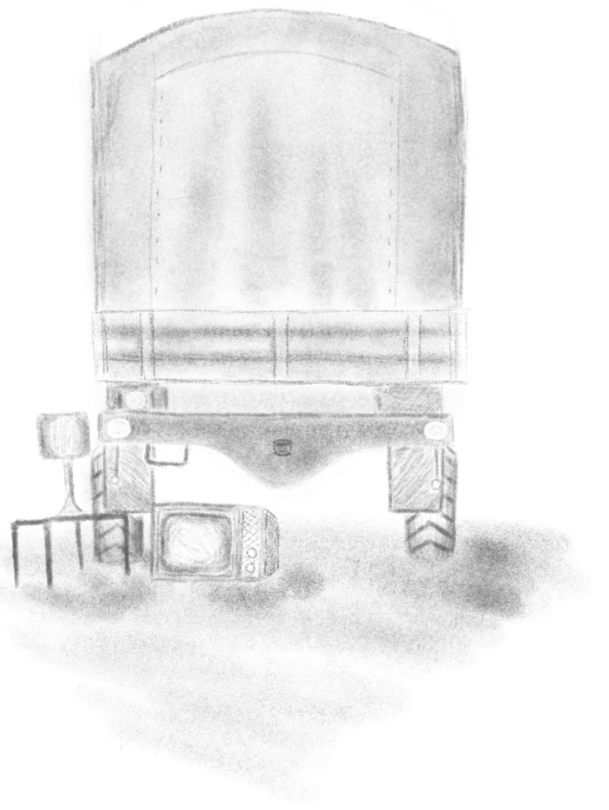
“It is. Wanna go for a ride later?”

“Nah. I would rather sit behind the wheel myself.”

“Dream on.”

She made a grimace and sank back into her chair. Getting it up there had been quite a pain, but with all our new time at hand, a little extra effort was nothing we had to shy away from. Altogether, customising our house to our liking had been a project of three entire days and involved several rounds of filling up Alex's truck to the brim with furniture from all over town. We had tried to keep the general house mostly in a matching style, though our private rooms knew no bounds. While Nacona went all out with her new royal chamber, I tried to recreate my room back from home to the best of my and “Möbel Wagner's” possibilities.

After all, leaving all of this behind might not be as easy as I thought. Alex got our parents' chamber. The first week he had insisted on sleeping in the neighbour's house and I certainly hadn't minded that, but as we got to know each other better the separation had felt more



awkward than anything else, as if there was something between us, keeping us apart.

And admittedly there might actually be this certain something as I still couldn't entirely trust him. I mean we are getting along well; he taught me how to drive, we are working on my shooting, he does most of the cooking and more often than not our meals are accompanied by laughter. On the other hand, he is a boy – a man older than me, whom in reality I hardly know, a trained soldier, who chased us through the woods, loyal to a regime that school taught us to distrust. The West was our ally, while the East with its communist ideology and propaganda was suspicious at the least and our enemy at worst. So we were taught. Though, a lot of which Alex has told us doesn't sound bad, some of it even better than how it was at home.

However, he could be a bit annoying when talking about politics. I'm interested in life in the East, yet I can gladly do without battles of ideology. But I think Alex has noticed, as he had avoided conflict in our recent conversations. Still his pride for his country definitely shines through. – But none of this matters anymore, – or at least it shouldn't.

"I could do for some food, by the way," Nacona called down as we entered the house. "And Alexej, keep it up with keeping my sister off anything edible, otherwise she'll find a way to make the opposite of it."

"Jawoll," he said, saluting. Though in the confines of the house he added: "She is lucky if she get some canned pineapple."

Alexej did however get to cooking and a little later the three of us were seated in the kitchen, each in front of a piece of salted cod, accompanied by a steaming pile of rice, sprinkled with chopped parsley, and topped with a ladle of tinned peas and carrots. To wash it down Alex had chosen a pint of beer, while I had insisted on tea –

both for myself AND Nacona. That I made myself as Alex still hasn't quite grasped its virtues.

"s pretty good," Nacona said. Sprinkles of rice and a few peas ran down her shirt.

"Would be even better if you weren't so nasty."

"Ppfff." She stuck out her tongue, showing off a particularly nice piece of cod.

As always Alex, an only child as he has told us, followed our squabble with a sort of irritated curiosity.

"But really, this is excellent. Of course, the fish's a little salty, but combined with the unseasoned rice and moisturised by the veggies . . . – Great."

Nacona rolled her eyes.

"Thank you."

"And you are still getting creative, eh? Considering that we have scarcely anything fresh left."

"I do my best with what we have. But I'm actually used to it. At home we ate what's in season. And I haven't cooked much since I joined the military, so I'm learning still and like to try out new things. This really is nothing special."

That it was not, however, good it certainly was. To round things off a little, I handed myself a cigarette. As my own stock had run out a while ago, I had looked for an alternative during one of our raids in the city and after tasting my way through the luxury section, I had quickly found a brand to my liking.

The cigarette was barely lit when Alex suddenly had to "cough."

*That again . . .*

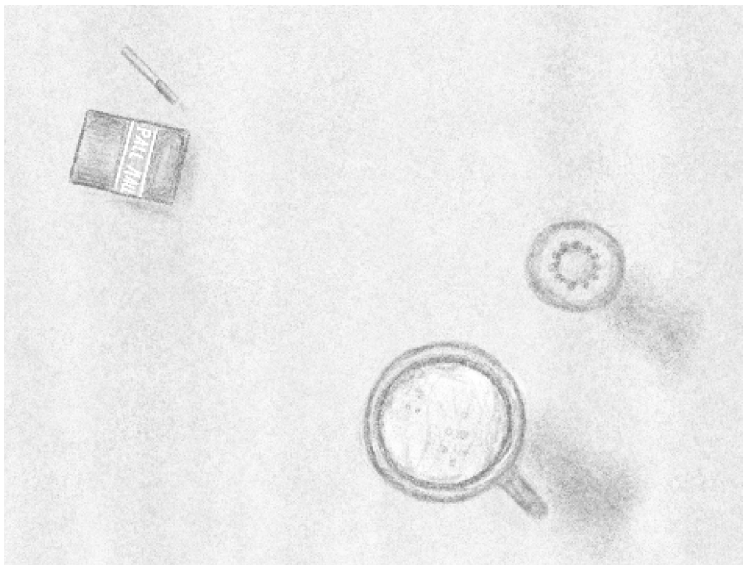
"You have to smoke in here? It's ruining the smell." *Sure.* He waved his hand in front of his face, as if he was chasing away a fly.

"Fine then, I'll go outside." I tried to act unfazed, but the hard push of my chair probably betrayed my annoyance.

*You enjoy your beer.*

It was childish behaviour on my part, yet he himself didn't have to act like a saint. It's not like I haven't noticed his liquor collection under his desk.

*The garden could use some tending, I observed. The grass, already lush upon my arrival, nourished by days of rain and the warmth of summer had grown a little wild. Moreover, weeds were starting to creep up the terrace and the dandelions seemed to be growing more*



*numerous by the day. Sooner or later, we might have to get to work here, if we continue to vegetate around like this garden. We'd better finally take our leave. Not that it would do any good. I somewhat doubt that in the next town there are any keen homeowners keeping their gardens tidy for our arrival.*

Some noises came from the kitchen, anyhow my thoughts continued to wander. *What day is it?* For some reason this question enticed me. Getting lax with my journaling and suddenly having been torn out of all normality had made me lose track. Soon I was counting days and events on my fingers temporarily leaving my cigarette off to do its own thing: . . . *that was on Tuesday . . . Nacona had brought that sax home (good grief!) one week after – no six days, after we were in the woods again, last time I flipped the calendar page and then renovating . . . one day nothing, then I crashed that car . . . Alex was lost strolling for that night – three days ago, so today must be Friday. Friday. One, two, three weeks already. We'd be on our way back home today. Someday . . .*

Plates clattered on the garden table. I turned around.

"Come on, sit. Food's getting cold," Nacona said. Alex nodded and raised his mug.

"Alright." I had already forgotten my pettiness by then and (still somewhat reluctantly) stubbed out my cigarette on the ground (as its burn was still shy of the halfway mark) and seated myself at the table. *Doesn't matter, I have hundreds upstairs.*

"Just so. Don't need to play the offended one."

Thus, we enjoyed the rest of our meal outside in the garden, free of any noxious smoke.

"We were just discussing pets. I want a pet."

"You do?"

"Cat, dog, guinea pig; it doesn't matter. There are hundreds roaming free. We might as well take some in."

"No cats . . . treacherous creatures," Alex said, his gaze lost deep in memory.

"I wonder what happened, but I'd better not ask. So, no cats, but the rest still stands."

"If you want, why not? But then commit yourself. These animals have lost their homes too, just like us. Don't let them suffer this a second time, okay?" Nacona nodded earnestly.

"Anyways, are we going to work on my shooting later?" I asked, bringing Alex back to present day.

"Yes, why not. I think we can move to some long-range goals."

"I believe you mean targets," Nacona remarked. "Hey, hey what the hell is this?" She poked around in her food and held up a slice of pineapple, dug out from under her rice. Alex and I exchanged fleeting glances and burst into knowing laughter.



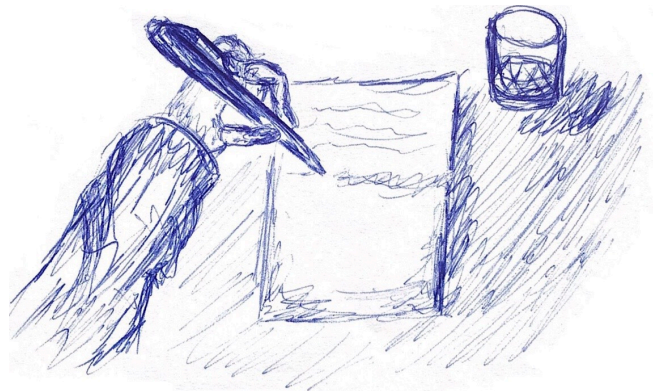
## Wahrscheinlich Donnerstag, der 12.7.1962

Wie war es damals? „Ich schreibe oft, wann immer ich die Zeit und Motivation dafür finde.“ Tja, gefunden habe ich in den letzten Wochen weder noch. So habe ich nun das genaue Datum verloren.

Als ich noch alleine war, war mein Tagebuch das Einzige, womit ich so etwas wie eine Konversation führen konnte. Ich schrieb lange und viel, einfach, um das Gefühl, die Erinnerung von Sprache zu haben. Es war mir damals noch nicht so klar, aber nun, im Rückblick, weiß ich, dass ich nur durch den Stift in der Hand und dem Whisky im Glas überlebt habe – besser gesagt, Mensch geblieben bin. Ich dachte, ich bräuchte das Extreme, um mich lebendig zu fühlen. Einer der Gründe, weshalb ich zum Militär wollte. Jetzt aber weiß ich, dass es die Normalität ist, die Geborgenheit, die mich mit der Kraft zum lebendig Sein ausstattete.

Nacona und Linnea gaben mir eine gewisse Normalität zurück. Sie hatten es wohl leichter gehabt, sie waren zumindest von Anfang an zu zweit. Und sie kannten sich schon. Ich habe damals ihr Vertrauen gewinnen müssen, nachdem sie verstanden haben, dass unsere allererste Begegnung im Wald nicht die Bestmögliche gewesen war. Ich habe mir damals vorgenommen, von jetzt an so selten wie möglich fremden Mädchen im Wald mit einer Waffe hinterherzulaufen.

Ein gewisses, unterbewusstes Misstrauen blieb aber. Kann ich es ihnen übelnehmen? Es waren Kleinigkeiten, die mich das vermuten lassen, ich kann sie nicht mal benennen. Es sind die Dinge, die fast unbemerkbaren Dinge im Verhalten, in der Sprache, die dem Bewusstsein entgehen, die Instinkte aber alarmieren. Vielleicht wissen Linnea und Nacona selbst gar nicht, dass sie mir misstrauen. Vielleicht war die Freundlichkeit, ihre Offenheit nur ein Ergebnis der Umstände, vielleicht hätten sie mich nie in ihr Leben

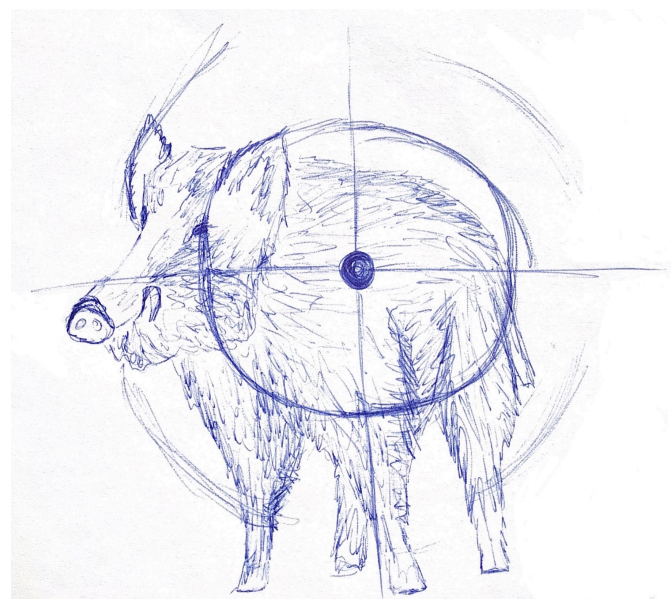


gelassen, wären wir in einer anderen Welt aufeinander gestoßen. Vielleicht tue ich ihnen auch nur Unrecht.

Und freundlich und offen waren sie. Ich gab mein Bestes, es zu erwidern, aber ich kam einfach nicht an ihre Bemühungen heran. Wenigstens konnte ich ihnen helfen, wo sie nicht weiterwussten, und ich konnte ihnen zeigen, wie man auf sich alleine gestellt nicht kapeister geht.

Ich erfuhr in der ganzen Zeit ein wenig mehr über sie. Linnea ist sechzehn Jahre alt und ging drüben in England noch zur Schule. Sie wollte wohl studieren, ich glaube, Medizin oder Psychologie. Sicher schien sie sich aber nicht gewesen zu sein. Nacona hingegen machte sich keinerlei Gedanken um ihre Zukunft. Nicht in dem Maße, dass sie als Elfjährige, wie mir bekannt wurde, sich noch nicht darüber sorgen müsste, sondern eher, dass sie es wohl für unnütz halte. Als ich sie mal gefragt habe, was sie später machen wollte, sagte sie etwas von reichen Eltern und dass sie sowas nicht nötig habe. Ich erwiderte da, wie arrogant, menschenverachtend und abscheulich diese Haltung ist und wollte ihr erklären, weshalb auch und insbesondere die Reichen ihren Teil am Wohle der Allgemeinheit beizutragen haben und mindestens arbeiten müssten, aber Linnea schritt ein. Sie teilte weder uneingeschränkt meine Meinung noch wollte sie einen Streit. Ich wollte auch keinen, also gab ich notgedrungen nach. Aber Nacona schien doch beeindruckt von meinen Worten. Vielleicht hat sie ihre Haltung überdacht. Wir sprachen nur dieses eine Mal darüber.

Ich zeigte den beiden, wie man mit Waffen umgeht, nachdem ich bei einer weiteren Jagd gesehen habe, wie wenig Ahnung beide davon haben. Als wir uns endlich einem Wildschwein gegenüber gesehen haben, vergaß Linnea, ihr Gewehr zu entsichern, und als sie es endlich bereit hatte, hatte



Nacona das Wildschwein schon vertrieben. Der einzige Erfolg dieses Ausflugs war am Ende des Tages nur ein ungenießbares, zähes Eichhörnchen, das Nacona mit einer Schreckschusspistole, die sie irgendwo gefunden haben mag, geschossen hatte. Wir, besser gesagt ich, gaben unser Bestes, um diese schäbigen Stücken Organismus in etwas Essbares zu verwandeln, aber mehr als zwei Bissen hat niemand von uns runterbekommen.

Nacona aber hatte bei einem ihrer Streifzüge einen langen, gepflasterten Marktplatz mitten in der Stadt nicht zu weit weg von dem Haus entdeckt, der an einer Stirnseite von einem massiven Haus aus schwerem Beton und wenigen Fenstern eingegrenzt wurde. Dorthin gingen wir auf meinen Vorschlag hin am nächsten Tag. Linnea hieß es gut, Nacona macht eh alles mit.

Dort übten wir. Mit Handfeuerwaffen schienen beide schon zumindest minimal umgehen zu können. Angeblich hatten sie durch ihre Eltern schon einen gewissen Umgang mit Waffen.

Wir probierten die ganze Reihe meines Arsenal, zumindest Linnea. Nacona konnte ich nicht mehr als eine Pistole anvertrauen, die anderen waren ihr zu schwer, zu groß oder der Rückstoß zu kräftig. Darüber hinaus: als ich ihr eine meiner beiden mitgenommenen AKMSU gegeben hatte, richtete sie die auf Linnea. Nur als Scherz, aber geladen und entschert, und sie wusste das. Das war eines der ersten Dinge, die uns Rekruten damals beigebracht wurden: niemals eine schussfähige Waffe auf jemanden richten, den man nicht erschiessen will. Einer der Rekruten, die mal an dieser Kaserne waren, hatte sich nicht daran gehalten und wurde auf der Stelle mit Schimpf und Schande aus der NVA geschmissen. Ich glaube, zu mehr als Müllmann hat er es danach nie geschafft. Unser Major war in Sicherheitsfragen drakonisch. All dies habe ich als allererstes beide wissen lassen.

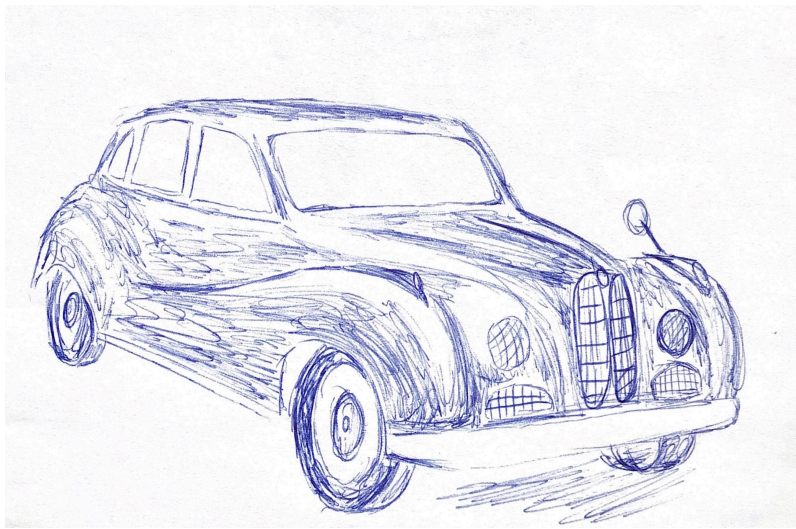
Nachdem Nacona also diese rücksichtslose und gefährliche Fahrlässigkeit geschehen ließ, blieb mir nichts anderes übrig, als ihr mit allerlei Flüchen die Waffe sofort abzunehmen. Von da an durfte sie nur noch zusehen, wie ich und Linnea übten.

Linnea zeigte von nun an großes Interesse und auch Potential. Sie lernte schnell, und insbesondere mit der Schrotflinte bewies sie

ein hohes Maß an Präzision und Geschicklichkeit. Das Sturmgewehr bereitete ihr andererseits noch Probleme.

Ich begann ein paar Tage später, Linnea das Autofahren beizubringen, zumindest soweit es mit meinen eigenen eingeschränkten Möglichkeiten möglich war. Nacona war mir definitiv noch zu jung, als dass ich sie hinter ein Steuer setzen würde.

Und wie macht man das dann, wenn man eine leere Großstadt zur unbedingten eigenen Verfügung hat? Genau, Brechstange und kurzschließen. Oder auch aufwändiges Suchen nach dem Autoschlüssel, wenn wir es nicht übers Herz brachten, einen wunderschönen Wagen wie den BMW 501, den wir sogar auffinden



konnten, zu beschädigen. Mittlerweile ist der das bevorzugte Auto von Linnea, die schon fast besser fährt als ich. Eine gewisse Eifersucht kann ich nicht leugnen, als ich den matt glänzenden Schlitten mit blitzenden Felgen zum ersten Mal erblickt hatte. Ich kenne es nicht, solche eleganten Schlitten zu sehen, dafür gab es in der

DDR zu wenige, die einerseits über das Geld und andererseits die Kontakte verfügten, um so etwas in ihren Besitz zu bekommen.

Es schien ihr am Anfang schwerzufallen, sich auf die Position des Fahrersitzes links im Wagen einzustellen. Sie sagte, in England würde man links auf der Straße fahren und rechts im Auto sitzen, und so hätte sie sich das eingeprägt. Hätte ich ihr noch Vorfahrtsregeln, Straßenschilder und andere Vorschriften erklären müssen, wären wir wohl an mehr als meinem mangelnden Wissen gescheitert. Doch hätten wir das gebraucht? Auf ein anderes Auto



werden wir eh nicht treffen. Wir haben uns stumm geeinigt, all dies unter den Tisch fallen zu lassen.

Ungefähr zu Beginn der dritten Woche begannen wir, uns Gedanken zu machen. Wir alle gingen am Anfang davon aus, der einzige bzw. die einzigen Überlebenden zu sein, und doch haben wir uns gefunden. Was auch immer uns damals am Leben gelassen hat, kann doch nicht ausgerechnet uns zum Leben gewählt haben. Wenn es schon mehr als einen gibt, dann wird es auch mehr als drei geben. Davon sind wir überzeugt.

Und es sollte sich bewahrheiten – höchstwahrscheinlich zumindest. An dem Abend, von dem wir vermuten, er sei der des Freitag, der 6.7., hatten wir einen wunderbar klaren Himmel. Bei einem wolkenlosen Himmel ist es eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, stundenlang die Nacht mit den orangenen, roten, bis hin zu den lilafarbenen letzten Strahlen zu erwarten, um dann in aller Ruhe durch die stille Nacht allmählich den Weg nach Hause zu finden. Dies sind einige der seltenen Momente, in denen ich so etwas wie Frieden verspürte, in denen ich so etwas wie glücklich bin.

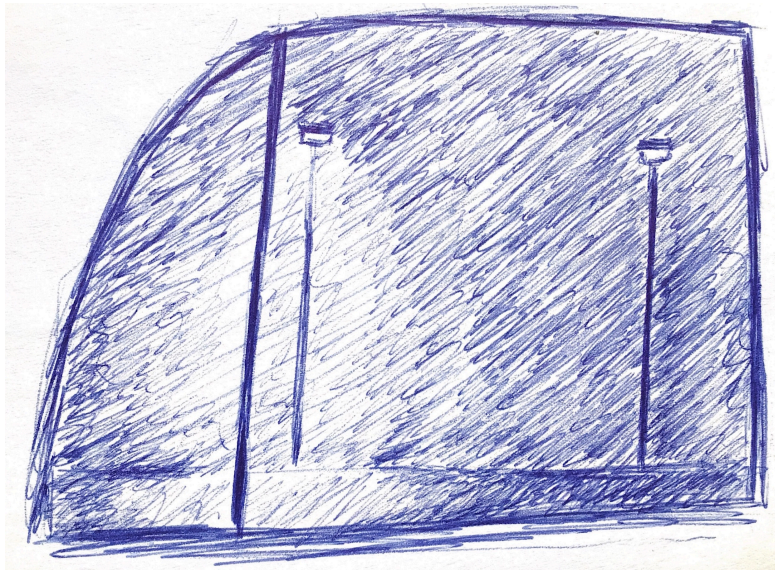
Und so verbrachte ich eben auch diesen einen Abend. Es wurde allmählich dunkler, und das wahrhaft schöne Licht begann gerade erst, sich zu zeigen. Mein Blick war gen Westen, zur untergehenden Sonne gerichtet. Ich habe mir hierfür den Weg rauf nach Bad Wilhelmshöhe und dem Oktagon mit der Herkules-Statue angetan, der größten Erhöhung im Westen von Kassel. Für Linnea und Nacona war es den Weg nicht wert, ich war alleine und hatte alle Ruhe, die man sich nur wünschen konnte.

Die Sonne bahnte sich nun also an, hinter den fernen Hügeln und den Wäldern zu versinken. Ihre letzten Strahlen hatten die meisten Dörfer und Städtchen schon verlassen. Nur noch die Kronen der Bäume und die Spitzen der Hügel lagen in einem goldenen warmen Glanz. Weit im Südwesten bäumten sich Wolken auf, erleuchtet von den Gaben unseres Sterns. Je weiter das Licht schwand, desto lauter wurden die Grillen, und desto öfter flog mir eine Fledermaus um den Kopf, bis dann irgendwann der

Goldschleier schwand, um einem dunklen, betörenden Rosa und dann Violett Platz zu machen.

Ich verspürte eine tiefe Zufriedenheit und auch Erleichterung, als ich mich erhob, um zurück zu fahren. Zunächst fiel es mir noch nicht auf, doch mit der Zeit und der schleichenden Düsternis wurde es deutlicher und deutlicher: weit, weit weg, dafür umso ausgreifender lag im Nordosten, noch hinter der Hügelkette, die Kassel in diese Richtung angrenzt, ein Lichtkegel. Eine Helligkeit, reflektiert vom Himmel, ging von einer immensen Lichtquelle aus, die keines natürlichen Ursprungs entsprungen sein kann.

Es war dieser Moment, in dem die Straßenlampen den voll aufgedrehten Scheinwerfern des geknackten Wagens, den ich fuhr, Hohn sprach. Zunächst als Lichtpunkt in einer kleinen Straße, dann als großes Ganzes der geballten Leuchtkraft einer Großstadt sprangen eine nach der anderen sämtliche Laternen Kassels an. Hier



und da liefen die Lampen in einzelnen Wohnungen und Häusern, einmal sah ich sogar das Flackern eines Fernsehers im Erdgeschoss eines Wohnkomplexes. Der Strom war wieder da, und mit ihm die Illusion des Lebens, einer lebendigen Stadt.

Als ich bei Linnea und Nacona ankam, waren sie in Aufruhr.

Es war allmählich spät in der Nacht, doch wach waren beide. Auch ihnen ist der Zwischenfall nicht entgangen.

Ein Blick auf die Karte, den wir so nun nicht umständlich mit Kerzen oder Taschenlampen tun mussten, verriet uns, dass der Ursprung des großen Lichtes am Himmel, da aus Nordwesten, vermutlich Göttingen war. Wir packten den Tatra mit dem Nötigsten, und fuhren noch in der Nacht los, gen Göttingen. Kurz nach dem Aufbruch fiel das Licht wieder aus.

